



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Die Sozialreportage im Kontext von Beobachtung, Beschreibung und Veränderung gesellschaftlicher Wirklichkeit

Versuch einer interdisziplinären Entwicklungsgeschichte

Verfasser

Thomas Rieder

Angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im Juni 2009

Matrikelnummer: 0005342

Studienkennzahl: A 301 295

Studienrichtung: Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

Betreuerin: Univ.-Ass. Dr. Petra Herczeg

**„Denn die einen sind im Dunkeln,
und die andern sind im Licht.
Und man siehet die im Lichte,
die im Dunkeln sieht man nicht.“**

(Bertolt Brecht)

Danksagung

Bedanken möchte ich mich bei meinen Eltern für ihre Unterstützung und Geduld.

Ein ganz großes Dankeschön an Falmi, Rosi, Jelena, Lisi, KCK und Regine – dafür, dass ihr mein Gejammer ausgehalten, mich begleitet und gegebenenfalls gleichermaßen weitergeschubst und aufgefangen habt, meiner Faulheit in kreativster Form entgegenwirken wolltet – die drei Kisten Bier waren sehr verlockend, lieber Rosi – und dank vieler Partys und langer lustiger Nächte dann doch regelmäßig dafür gesorgt habt, dass meine guten Vorsätze tags darauf einmal mehr wie weggespült waren.

Falmi, Dir danke ich im Besonderen für Deine Korrekturen und Hinweise auf sprachliche wie geistige Wirrnisse. Jelena und Regine, herzlichen Dank für Eure Hilfe in Sachen Orientierung bei Fristen, Formularen, Abgabe- und Einreichmodalitäten und all dem anderen bürokratischen Wahnsinn sowie dafür, dass ich computerspezifische Hürden an Euch delegieren durfte.

Ein besonderer Dank geht freilich auch an meine Betreuerin, Univ.-Ass. Dr. Petra Herczeg, für das Engagement, die zahlreichen Hilfestellungen, Anregungen und Tipps sowie für das stets schnelle und für mich sehr gewinnbringende Feedback, welches – wie ich von einigen Studienkolleginnen und -kollegen erfahren habe – bei weitem nicht selbstverständlich ist.

Vorwort und Hinweise

Ausschlaggebend für die Entscheidung, mich im Zuge meiner Diplomarbeit mit der Sozialreportage zu beschäftigen, war im Wesentlichen eine Lehrveranstaltung im Sommersemester 2004. Die von Wolfgang R. Langenbucher gehaltene Vorlesung „Journalismus und Gesellschaft“ machte mir erstmals bewusst, dass journalistische Texte nicht nur Träger ausgewählter, organisierter und gebündelter Informationen sind, die über Medien verbreitet werden, sondern dass Journalismus auch kulturelle Leistungen erbringen kann und deshalb – um in das kulturelle Gedächtnis einzufließen – bewertet, ediert und kanonisiert werden muss. In dieser Vorlesung stieß ich bereits auf Namen wie Karl Philipp Moritz, Louis-Sebastian Mercier oder Max Winter, deren Konzepte und Forderungen mich schon damals beeindruckten. Da ich in meine Fächerkombination neben Theaterwissenschaft auch Germanistik genommen hatte, interessierten mich auch die in der erwähnten Lehrveranstaltung angesprochenen gemeinsamen Wurzeln von Literatur und Journalismus. Beide Bereiche wollte ich in meiner Arbeit vertiefen, wobei ich anfangs mehrere Ideen für eventuelle thematische Zugänge hatte.

Dass ich mich schließlich für die Sozialreportage entschieden habe, hat mehrere Gründe: Erstens habe ich großen Respekt vor Persönlichkeiten (nicht nur im Journalismus), die ihren Beruf und ihr Talent in den Dienst des sozialen Engagements stellen. Zweitens weiß ich als Redakteur bei der APA – Austria Presse Agentur aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, im Berufsalltag die nötige Zeit für ausführliche Recherche von Themen und Problemen abseits tagesaktueller Berichterstattung zu finden. Deshalb verdienen Menschen, die abseits redaktioneller Routine investigative Geschichten über soziale Randgruppen erzählen und so dem tagesaktuellen Mainstream nachhaltiges Engagement entgegenhalten, meiner Meinung nach besondere Aufmerksamkeit. Und drittens war es mir ein Anliegen, mit meiner Arbeit auch einen Beitrag dazu zu leisten, mit dem Vorurteil aufzuräumen,

dass Fortschritte und Pionierleistungen immer nur in den „großen“ Ressorts wie Innen-, Außenpolitik oder Wirtschaft stattfinden müssen – ein Vorurteil, mit dem ich als Mitarbeiter im Wien-Ressort ebenfalls zuweilen konfrontiert bin. Gerade mithilfe der Sozialreportage bot sich mir also die Möglichkeit, einmal zu zeigen, welche methodische Innovationskraft und Kreativität bezüglich thematischer Zugänge gerade der Lokaljournalismus, der gemeinhin als „minderer“ Journalismus gilt, birgt.

Im Sinne der Lesbarkeit habe ich auf betont gendergerechte Schreibweisen wie das Binnen-I o.ä. verzichtet. Ich möchte jedoch explizit darauf hinweisen, dass die von mir gebrauchte männliche Form selbstverständlich – falls nicht anders angegeben – immer auch die weibliche inkludiert.

Außerdem habe ich mich entschieden, alle wörtlichen Zitate insofern an die derzeit gängige Orthographie anzupassen, als sie die ß-/ss-Schreibung betreffen. Alle anderen Schreibweisen wurden – wenn nicht anders angeführt – dem Original entsprechend beibehalten.

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung – Gedanken zum Wesen einer Entwicklungsgeschichte	9
2 Sozialreportage als Genre	15
2.1 Materialien, Funktionen und Ziele der Sozialreportage	16
2.1.1 Geschichte vom „Bodensatz der Gesellschaft“	16
2.1.2 Veröffentlichung als Politikum	17
2.2 Methode und Verfahren der Sozialreportage	19
2.2.1 Beweisführung durch Wissenschaftlichkeit	20
2.2.2 Glaubwürdigkeit durch Authentizität	21
2.2.2.1 Simultaneität	21
2.2.2.2 Subjektivität	22
2.2.2.3 Präzision	22
2.2.2.4 Atmosphäre	23
2.2.3 Enthüllung durch Verkleidung	23
2.3 Kritik an der Sozialreportage	25
3 Sozialreportage – Spielart des „Empirischen Journalismus“	26
3.1 Der Journalist als handelndes Subjekt	26
3.2 Journalismus als Kulturleistung	28
3.3 Überprüfung und Schaffung sozialen Wissens	29

4 Anfänge der methodisierten Wirklichkeitserkundung	31
4.1 Apodemik – Systematisch reisen	31
4.1.1 Das ramistische Ordnungsprinzip	32
4.1.2 Wichtige Begründerwerke	33
4.1.3 Inhalte und methodische Anweisungen apodemischer Schriften	35
4.1.4 Apodemische Impulse für die Sozialreportage	36
4.1.5 Niedergang der Apodemik	38
5 Aufklärung und Sozialkritik	40
5.1 Journalismus – Folge und Triebkraft der Aufklärung	40
5.2 Die <i>vollkommene Zeitung</i> als Erzieherin und Kontrollorgan	42
5.3 Elend und Metropole	44
5.3.1 Louis-Sebastian Mercier – <i>Tableau de Paris</i>	46
5.3.2 Johann Pezzl – <i>Skizze von Wien</i>	50
5.4 Sozialkritische Reiseberichte im deutschen Jakobinismus	56
5.4.1 Georg Forster – <i>Ansichten vom Niederrhein</i>	59
5.4.2 Georg Friedrich Rebmann – <i>Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands</i>	62
5.4.3 Johann Gottfried Seume – <i>Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802</i>	66

6 Reportertum in der Literatur	71
6.1 Zum Verhältnis zwischen Journalismus und Literatur	72
6.2 Charles Dickens und der viktorianische Sozialroman	74
6.2.1 Die Gattung Roman als Vehikel der Sozialkritik	75
6.2.2 Zeitkritische Fakten im fiktionalen Kontext	76
6.2.3 Ausläufer des viktorianischen Sozialromans	80
6.3 Heinrich Heine – Journalist mit literarischem Mehrwert	81
6.3.1 <i>Französische Zustände</i>	82
6.3.2 <i>Lutetia</i>	84
6.4 Emile Zola – Literarisierte Soziologie oder Die Gier nach Wirklichkeit	87
6.4.1 Naturalismustheorie und <i>Le Roman Experimental</i>	87
6.4.2 Manischer Rechercheur und nimmersatter Beobachter	88
6.4.3 <i>Germinal</i>	90
6.4.4 <i>Le Ventre de Paris</i> (Der Bauch von Paris)	93
6.4.5 <i>L'Assomoir</i> (Der Totschläger)	95
 7 Auf dem Weg zur Sozialreportage – Sozialwissenschaftliche Innovationen	 98
7.1 Frühe sozialwissenschaftliche Versuche	98
7.2 Mayhew, Weerth, Le Play – Galionsfiguren zwischen Journalismus und Soziologie	100
7.2.1 Die offene Befragung	100
7.2.2 Das Rollenspiel	102
7.2.3 Das Inventar	104
7.3 Nachwirkungen auf den deutschen Raum	105
7.4 Die Kartierung des Elends	106

8 Endstation Sozialreportage	108
8.1 Sozialdemokratie und Arbeiterpresse	108
8.2 Victor Adler – Journalismus als politische Waffe	110
8.2.1 <i>Die Lage der Ziegelarbeiter</i>	111
8.2.2 Reaktionen und Folgen	114
8.3 Max Winter – Vollender der Sozialreportage	115
8.3.1 „Überall eindringen!“ – Gebrauchsanweisung für den Reporter	117
8.3.2 Brillanz der (Rollen-)Recherche	118
8.3.3 Zahlen, Daten, Fakten	120
8.3.4 „Soziale Sensationen“ als Erzählungen im Milieujargon	125
 9 Schlussbetrachtungen	 128
 10 Literaturverzeichnis	 135
10.1 Primärliteratur	135
10.2 Sekundärliteratur	137
 Lebenslauf	 147

1 Einleitung – Zum Wesen einer Entwicklungsgeschichte

„Es steht fest: die Sozialreportage, ausschließlich innerhalb der Arbeiterliteratur entstanden, hat in ihren besten Vertretern – *Max Winter wird als ihr Schöpfer bezeichnet und war es auch* – noch vor der Jahrhundertwende ihre klassische Form erhalten.“¹ Was Friedrich G. Kürbisch – ein ausgewiesener Kenner der Gattung – im Einleitungstext einer 1982 von ihm herausgegebenen Anthologie von Sozialreportagen, die im Zeitraum von 1880 bis 1914 entstanden sind, formuliert, scheint klar und unmissverständlich den Beginn eines journalistischen Genres zu datieren und gleichzeitig seine Herkunft zu bestimmen. Demnach gelte der österreichische Journalist und spätere sozialdemokratische Politiker Max Winter (1870-1937) als Begründer dieser Gattung, zumal er – so Kürbisch an anderer Stelle – den Begriff *Soziale Reportage* 1903 als Erster verwendet habe.² Inwieweit der erstmalige Gebrauch einer Bezeichnung für eine Textsorte automatisch mit der Geburtsstunde derselben gleichgesetzt werden kann, sei hier einmal dahingestellt. Schließlich definiert sich ein Genre nicht primär über Benennungen, sondern über bestimmte Merkmale und Funktionen. Anders gesagt: Was einen neuen Namen hat, muss deshalb nicht unbedingt neu sein.

Nach Kürbisch scheint auch die Herkunft der Sozialreportage schnell hergeleitet. Sie sei mit den Printmedien des Proletariats entstanden – und zwar „ausschließlich“, wie es heißt. Natürlich kommt der Arbeiterpresse eine unbestritten wichtige Rolle bei der Entstehung der Sozialreportage zu. Sie als alleinigen Nährboden zu nennen, scheint jedoch höchst fragwürdig. Bekanntermaßen haben alle journalistischen Darstellungsformen unterschiedliche Entwicklungsstufen durchlaufen und speisen sich folglich aus einer Reihe von Vorformen und Quellen.

¹ Kürbisch, Friedrich G.: Über die Sozialreportage. Einige Hinweise und Befunde. – In: Kürbisch, Friedrich G. (Hg.): *Der Arbeitsmann, er stirbt, verdirbt, wann steht er auf? Sozialreportagen 1880 bis 1914*. Berlin, Bonn: 1982, S. 7-18, S. 16

² Kürbisch, Friedrich G.: Einleitung. – In: Kürbisch, Friedrich G. (Hg.): *Erkundungen in einem unbekannten Land. Sozialreportagen von 1945 bis heute*. Berlin, Bonn: 1981, S. 7-17, S. 11

Kürbischs Anmerkungen zur Entstehung der Sozialreportage erweisen sich also schon bei kurzer näherer Betrachtung als ungenügend. Sie seien hier jedoch nur als einleitendes, besonders anschauliches Beispiel genannt. Bis dato gibt es meines Wissens nämlich in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft noch keine ausführliche Auseinandersetzung mit der Genese der Gattung. Dies mag wohl auch daran liegen, dass die Sozialreportage weder in einschlägigen Lexika oder Nachschlagewerken noch in journalistischen Handbüchern oder Überblicksanthologien als eigenes Genre ausgewiesen wird. Falls ihr überhaupt Platz eingeräumt wird, dann nur als Subdisziplin der Reportage oder als Schlagwort in einer Reihe meinungsbetonter Darstellungsformen.

Das heißt freilich nicht, dass die Sozialreportage ein völlig unbeackertes Stück Land in der Welt der Medienwissenschaft ist. Sie war und ist immer wieder Gegenstand von Aufsätzen und Büchern, die je nach Forschungsinteresse und Erkenntnisabsicht ausgewählte Aspekte beleuchten. In vielen Fällen dienen dabei einzelne Sozialreporter und ihre Texte als Ausgangspunkt für medientheoretische Verortungen, inhaltsanalytische Bewertungen oder gattungsspezifische Betrachtungen. Große Namen stehen oft im Mittelpunkt: Im Bibliothekskatalog der Uni Wien sind beispielsweise eine Reihe von Diplomarbeiten, Dissertationen und Büchern gelistet, die sich mit Leben, Werk, Methode und Wirken namhafter Genrevertreter wie Egon Erwin Kisch oder Günter Wallraff befassen.

Zunehmend beschäftigt sich die Fachliteratur aber auch mit Persönlichkeiten, die lange Zeit und zu Unrecht im Schatten der großen Lichtgestalten standen, da letztere ihre Bedeutung als Sozial- oder – wie im Falle Kischs – als „Rasender“ Reporter offenbar mit mehr Talent in Sachen Selbstvermarktung zu unterstreichen wussten. Zu diesen „ausgegrabenen“ Pionieren zählt auch der bereits erwähnte Wiener Journalist Max Winter. Seine Recherchemethoden und seine Übersetzung sozialpolitischen Engagements in journalistische Texte gelten noch heutzutage als richtungsweisend. Allein

seine (Wieder-)Entdeckung hat etwa eine beachtliche Zahl an jüngeren Publikationen zur Sozialreportage nach sich gezogen, die sich mit biografischen Aspekten und alltagsgeschichtlicher Relevanz beschäftigen oder allgemeine Werkanalysen bieten.³

Neben diesen figurenzentrierten Ansätzen spielte und spielt die Sozialreportage in der fachlichen Auseinandersetzung immer wieder auch eine Nebenrolle für die Verhandlung übergeordneter Themenkomplexe – gleichsam als Belegexemplar für Studien über mediale Topoi, groß angelegte Journalismuskonzepte oder die Dokumentation sozialwissenschaftlich-journalistischer Kontexte.⁴

Bei all diesen unterschiedlichen Annäherungsweisen an die Sozialreportage fehlt jedoch – wie bereits erwähnt – eines: ihre umfassende, medienhistorische Herleitung. Diesem – meiner Meinung nach – großen Versäumnis in Ansätzen nachzukommen, soll das Ziel der vorliegenden Diplomarbeit sein. Unter welchen Gesichtspunkten aber lässt sich die Geschichte eines journalistischen Genres verständlich und nachvollziehbar aufrollen? Sich nur innerhalb der Grenzen einer bereits voll entwickelten

³ Vgl. z.B.:

+ Houska, Miriam: Journalismus der Sinne und des Sinns. Max Winters Wahrnehmung und Vermittlung des Wiener Elends in Sozialreportagen der „Arbeiter-Zeitung“ 1896 bis 1910. Wien: 2003

+ Riesenfellner, Stefan: Der Sozialreporter. Max Winter im alten Österreich. Wien: 1987

+ Selbherr, Gabriele: Max Winter – sein Wort sprach für Freiheit und Recht; seine Feder diente den Verkannten und Enterbten; sein Herz aber schlug für die Kinder. Wien: 1995

⁴ Vgl. z.B.:

+ Cepe, Andrea M.: Von der Apodemik zur Sozialreportage. Gedanken zu möglichen historischen Entwicklungszusammenhängen zwischen apodemischen, sozialwissenschaftlichen bzw. statistischen und literarischen bzw. journalistischen Methoden des Zugriffs auf soziale Wirklichkeit. Wien: 1991 (=Zur Geschichte der sozialwissenschaftlichen und journalistischen Datengewinnung und Datenverarbeitung, Bd. 2)

+ Haas, Hannes: Empirischer Journalismus. Verfahren zur Erkundung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Wien, Köln, Weimar: 1999

+ Raup, Dagmar: „Ars Apodemica“ oder die „Reisekunst“. Überlegungen zur Geschichte und Tradition des Reisens und der Reiseliteratur. Wien: 1991 (=Zur Geschichte der sozialwissenschaftlichen und journalistischen Datengewinnung und Datenverarbeitung, Bd. 1)

+ Stangl, Julius: Armut im Journalismus. Der Beginn der Sozialreportage im Österreich des 19. Jahrhunderts. Wien: 2005

Darstellungsform zu bewegen, dürfte wenig gewinnbringend ausfallen, da doch jene zeitlich davor liegenden Einflüsse erst ausfindig gemacht werden sollen, die in ihrer Verbindung schließlich zur Bildung einer autonomen, eben dieser Darstellungsform geführt haben. Nicht viel zielführender dürfte es sein, wenn die Suche sich nur auf den Bereich der Journalismusgeschichte beschränkt, zumal es vergleichsweise noch nicht allzu lange her ist, dass sich der Journalismus als eigenständige Profession und folglich als eigener Forschungsgegenstand zu etablieren vermochte.

Eine Entstehungsgeschichte der Sozialreportage muss vielmehr grenzüberschreitend erarbeitet werden. Es geht darum, die Vergangenheit auf interdisziplinärem Terrain nach – für das Wesen der Sozialreportage evidenten – ähnlichen grundlegenden Strategien oder Programmen zu untersuchen, ohne dabei an ausdifferenzierten Genres festzuhalten.

Da die wesentlichen Funktionen der Sozialreportage kurz gefasst in der Beobachtung, Beschreibung und der damit bezweckten Veränderung gesellschaftlicher Zustände liegen, wird sich meine Arbeit vorrangig auf die Entwicklung von Werkzeugen und Mustern für den methodischen Zugriff auf soziale Wirklichkeit konzentrieren. Beginnend bei seinen Wurzeln, soll dabei die stufenweise Einübung und Verfeinerung eines auf Tatsachen beruhenden, sozialen bzw. sozialkritischen Blicks nachgezeichnet werden, aus dem heraus sich nach und nach jenes elaborierte Methodenreservoir entwickelt, über das die Sozialreportage in ihrer endgültigen Form verfügt.

Natürlich wird diese Entwicklung nicht als reine Abfolge punktueller Fortschritte verstanden, sondern als stetiger Prozess. Da dieser umfangbedingt jedoch nicht lückenlos nachgezeichnet werden kann, werden in meiner Arbeit vorrangig einzelne Personen im Vordergrund stehen, wobei deren Auswahl keineswegs willkürlich erfolgt. Vorgestellt werden sollen vielmehr Pioniere, durch die Prozesse maßgeblich vorangetrieben wurden und die somit eine repräsentative Stellung einnehmen. An ihren Leistungen sollen Innovationsschübe festgemacht und anhand von konkreten Beispielen

analysiert werden, auf welche Weise diese der Sozialreportage vorgegriffen haben, also als Vorläufer und Impulsgeber der Sozialreportage gelten können. Das bedeutet jedoch nicht, dass generelle publizistische Tendenzen in den jeweiligen Zeitabschnitten ausgeklammert werden. Sie sollen – soweit möglich – zum Zweck der Orientierung kontextuell eingebettet werden. Außerdem wird es notwendig sein, auch sozialpolitische oder sozialökonomische Hintergründe zumindest kurz zu umreißen, sofern sie für die einzelnen Entwicklungsphasen relevant sind. Schließlich ist zu vermuten, dass die Erarbeitung neuer Methoden zur Gesellschaftsbeobachtung und -beschreibung oft erst durch bestimmte Rahmenbedingungen oder Geistesströmungen erforderlich geworden ist respektive als erforderlich erachtet wurde. Die Berücksichtigung von Aufklärung, Urbanisierung, Pauperismus oder der Arbeiterbewegung ist somit unerlässlich.

Was geographische Aspekte betrifft, habe ich mich entschieden, den Fokus vor allem auf die Länder England, Frankreich und Deutschland zu legen, da diese über die Jahrhunderte hinweg zentrale Schauplätze der wichtigsten Fortschritte auf journalistischem, literarischem und sozialwissenschaftlichem Terrain waren. Die Anfänge der methodisierten und sozialkritischen Reiseliteratur werden hierbei ebenso einen wichtigen Platz einnehmen wie die schriftstellerische und soziographische Entdeckung des großstädtischen Elends. Am Ende der Chronologie soll der Beginn der Sozialreportage in Österreich stehen, die nun über all jene methodischen und gestalterischen Möglichkeiten verfügt, deren Jahrhunderte lange Erarbeitung im Laufe dieser Arbeit nachzuzeichnen versucht wird.

Da es neben einer Historie der Sozialreportage auch noch keine umfassende Definition des Genres gibt, soll der eigentlichen Entwicklungsgeschichte der Versuch einer Charakteristik vorangestellt werden. Diese soll gleichsam als theoretisches Fundament dienen, welches eine Vergleichsbasis zwischen Vorstufen und der endgültigen Form der Sozialreportage ermöglicht.

Ich hoffe, dass meine Arbeit dazu beiträgt, die methodische und gesellschaftspolitische Leistung der Sozialreportage sichtbarer zu machen, um sie dadurch als Genre insgesamt aufzuwerten. Denn solange die Gattung nicht einmal in Fachlexika oder Handbüchern als eigenständige journalistische Darstellungsform geführt wird, kann von einer angemessenen Wertschätzung seitens der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft leider keine Rede sein.

2 Sozialreportage als Genre

Laut Hannes Haas gibt es keine Theorie der Reportage und damit – so muss ergänzt werden – auch keine Theorie der Sozialreportage. Zwar finden sich in der Fachliteratur eine Reihe von Anthologien und Diplomarbeiten, die sich mit bestimmten Vertretern oder speziellen Teilaspekten des Genres befassen und dabei auch Ansätze einer Charakteristik beinhalten, eine umfassende Gattungsdefinition lässt sich bis dato allerdings nicht ausmachen. Dabei muss erwähnt werden, dass die Sozialreportage weder in ausgewählten Lexika der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft noch in Einführungs- oder Überblickswerken zum Thema Journalismus als eigener Begriff respektive eigenständige Darstellungsform angeführt ist, sondern – wenn überhaupt – als nicht oder kaum näher beschriebene, spezifische Erscheinungsform der Reportage erwähnt wird.

Wie Haas postuliert, gibt es für die Reportage also keine Theorie, „wohl aber bestimmte Forderungen, die eine Reportage erfüllen sollte“⁵. Dies kann auch für die Sozialreportage geltend gemacht werden. Im Folgenden soll nun versucht werden, ihre augenscheinlichen Wesensmerkmale, Funktionen, Verfahrenstechniken und Ansprüche an sich selbst zu skizzieren – nicht zuletzt deshalb, um in der Folge unterschiedliche, als Vorläufer oder Impulsgeber des Genres behauptete literarische und sozialwissenschaftliche Leistungen auf bereits vorhandene gemeinsame Elemente hin zu überprüfen. Da die Sozialreportage als Subkategorie der Reportage verstanden wird, scheint die Prämisse durchaus zulässig, der Reportage zugeschriebene Eigenschaften auch für die Sozialreportage als gültig anzusehen.

⁵ Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 237

2.1 Materialien, Funktionen und Ziele der Sozialreportage

Generell gehört die Sozialreportage zu jenen journalistischen Darstellungsformen, die sowohl thematisch als auch in Bezug auf ihre formale Aufbereitung und beabsichtigte Wirkung einen bewussten Ausgleich beziehungsweise eine Ergänzung zu vermeintlich objektiven Gattungen wie Nachricht, Meldung oder Bericht darstellen. Während letztere den Kriterien der Nachrichtenfaktoren⁶ folgen, oft dem Diktat der Aktualität unterworfen sind und sich somit „in der Hauptsache mit öffentlichen Angelegenheiten von politischer, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und kultureller Bedeutung“⁷ befassen, erhebt die Sozialreportage den einzelnen Menschen und seine umfeldbezogene Einbettung zu ihrem Gegenstand.

Ihr Thema ist somit „die Ordnung der Gesellschaft im engeren, geographisch und personell überschaubaren Bereich, also der einzelne oder eine Gruppe von Menschen in der Gesellschaft“⁸. Einer vorgeblich neutralen, häufig abstrahierenden Berichterstattung, die kaum Sinn- oder Handlungszusammenhänge herzustellen vermag⁹, wird die journalistisch-literarische Beschreibung individueller Lebenswirklichkeiten entgegen gehalten.

2.1.1 Geschichten vom „Bodensatz der Gesellschaft“

Im Mittelpunkt der medialen Darstellung von Einzelschicksalen steht der „Bodensatz der Gesellschaft“¹⁰: Außenseiter, Angehörige von Randgruppen oder Minderheiten, Entrechtete und Mittellose zählen seit jeher zu ihren Protagonisten. Die Sozialreportage basiert also auf dem anwaltlichen Selbstverständnis des Journalisten. Ihre Vertreter ergreifen Partei für die sogenannten Unterprivilegierten, also für Menschen am Rande der

⁶ Vgl.: Noelle-Neumann, Elisabeth [u.a.] (Hg.): Fischer Lexikon Publizistik, Massenkommunikation. Frankfurt/Main: 2000, S. 331

⁷ Noelle-Neumann, Elisabeth [u.a.] (Hg.): Fischer Lexikon Publizistik, Massenkommunikation, a.a.O., S. 95

⁸ Hefner, Claudia: Die Sozialreportage. Zur Wiederentdeckung einer journalistischen Form im österreichischen Fernseh- und Magazinjournalismus der siebziger Jahre. Eine Analyse der Magazine „profil“, „Extrablatt“, „teleobjektiv“ und „Prisma“. Wien: 1994, S. 25

⁹ Lorenz, Dagmar: Journalismus. Stuttgart, Weimar: 2002, S. 87

¹⁰ Bergmann, Klaus (Hg.): Schwarze Reportagen. Aus dem Leben der untersten Schichten vor 1914: Huren, Vagabunden, Lumpen. Reinbek bei Hamburg: 1984, S. 9

Gesellschaft. Thematisiert wird das „Unscheinbare, Alltägliche, insofern es sich als problemhaltig entpuppt“¹¹. Anhand von Erlebnissen und Erfahrungen der Betroffenen und ihren daraus ablesbaren Wahrnehmungs- und Handlungsformen werden die Lebensbedingungen einer bestimmten sozialen Schicht sichtbar gemacht.

Dabei geht es vor allem darum, spezifische Probleme einer oder mehrerer Personen zu dokumentieren und auf ihre möglichen Ursachen rückzuschließen. Zu diesem Zweck verknüpft der Sozialreporter singuläre Schicksalsverläufe mit den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen, um in weiterer Folge gesamtgesellschaftliche Strukturen herausarbeiten und diese analysieren respektive interpretieren zu können. Er sucht gewissermaßen nach dem Typischen im Besonderen. In diesem Sinne versteht sich die Sozialreportage als – wie es der Historiker Stefan Riesenfellner ausdrückt – „ausschließlich öffentliche, politische Darstellungsform, [als] ein Spiegel, in dem sich das Gesellschaftliche als soziale Beziehung von Politischem und Privatem entdeckt“. Da sie sowohl den Bereich des Individuums als auch den gesellschaftlichen Ablauf zu ihrem Untersuchungsgegenstand macht, zeigt sie beides: Mikro- und Makroebene – oder mit anderen Worten: den „vergesellschafteten Menschen“.¹²

2.1.2 Veröffentlichung als Politikum

Indem die Sozialreportage als Instrument zur Thematisierung von Wirklichkeiten fungiert, die in der konventionellen öffentlichen Auseinandersetzung bislang unterrepräsentiert waren, folgt sie einer politischen Intention. Durch die Veranschaulichung von Problemen jener gesellschaftlichen Schnittmenge, der keine oder kaum mediale Aufmerksamkeit zuteil wird, will sie „gesellschafts- oder zumindest zustandsverändernd wirken, soziale Missstände aufzeigen, Betroffene wachrütteln, informieren, aufklären und motivieren, sich gegen soziale

¹¹ Karst, Theodor (Hg.): Reportagen. Ditzingen: 1976, S. 8

¹² Riesenfellner, Stefan: Der Sozialreporter, a.a.O., S. 1

Ungerechtigkeiten zu wehren“¹³. Über den Umweg der Veröffentlichung ist der Sozialreporter also bestrebt, auf die Realität rückzuwirken.

Die Entstehung der Sozialreportage ist unmittelbar mit der voranschreitenden Industrialisierung in den modernen Metropolen des 19. Jahrhunderts verbunden. Als ihr Schöpfer – zumindest was den Begriff angeht – gilt laut Friedrich G. Kürbisch der in Ungarn geborene Wiener Journalist und spätere sozialdemokratische Politiker Max Winter, der 1903 erstmals den Ausdruck *Soziale Reportage* gebrauchte¹⁴ und dessen Texte sich nach wie vor „als Vorbilder für Engagement und Qualität, für Präzision und Professionalität, für Meisterschaft in der Form [...] und für Genialität der Recherche, für tiefen Ernst und feinen Humor in einer erstaunlich zeitlosen Sprache“¹⁵ präsentieren (siehe Kapitel 8.3).

Bei Winter und anderen Pionieren des Genres ist es vor allem die unter den Folgen der Industrialisierung leidende Arbeiterschaft, die ins Zentrum des journalistischen Interesses und damit auch des politischen Engagements gerückt wird. Die genuin biografische Dokumentation der teils unmenschlichen Arbeitsbedingungen in den Fabriken, der physischen und psychischen Belastungen im Produktionsverlauf, der ungerechten Entlohnung und des daraus resultierenden Mangels etwa an Nahrung, Wohnraum oder Hygiene, sollte dazu beitragen, eine „proletarische Gegenöffentlichkeit“¹⁶ zu organisieren, um solidarisch und im Sinne eines strategischen, gewerkschaftlichen Handelns gegen die bestehenden Verhältnisse auftreten zu können:

„Der bloße Gegensatz zwischen Machthabern und Rechtlosen, Privilegierten und Unterdrückten, Reichen und Armen [...] ist kein Ansatz für die Sozialreportage. Erst wenn diese Polarisierung dazu führt, dass die Unterdrückten eine eigene Welt- und Staatsauffassung entwickeln und sie gegen den

¹³ Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 237

¹⁴ Vgl. Kürbisch, Friedrich G.: Einleitung, a.a.O., S. 11

¹⁵ Haas, Hannes: Der k.u.k-Muckraker Max Winter oder Über den Gestank der Tatsachen. – In: Winter, Max: Expeditionen ins dunkelste Wien. Meisterwerke der Sozialreportage, hrsg. v. Hannes Haas. Wien: 2006, S. 14-26, S. 15

¹⁶ Riesenfellner, Stefan: Der Sozialreporter, a.a.O., S. 202

Widerstand der Herrschenden verwirklichen wollen, werden politische und soziale Vorgänge ausgelöst und sichtbar: Sie und nur sie bilden den Stoffbereich der Sozialreportage, sie und nur sie motivieren die Verfasser zu einem persönlichen Engagement, sie und nur sie machen die Leser für dieses Genre aufnahmefähig und aufnahmebereit.“¹⁷

Wie an späterer Stelle dieser Arbeit noch genauer gezeigt wird, ist es kein Zufall, dass die Sozialreportage hierzulande ihre Blütezeit an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert verzeichnete, als die sozialdemokratische Partei mehr und mehr auf publizistische Sprachrohre setzte und sich damit einhergehend die Arbeiterpresse zusehends etablierte.

Claudia Hefner weist denn auch darauf hin, dass sich die Sozialreporter nach dem Verschwinden des massenhaften Industrieproletariats spätestens ab Mitte des 20. Jahrhunderts mit dem Vorwurf mangelnder Legitimation konfrontiert sahen.¹⁸ Diese Kritik sei aber insofern obsolet, als dass sich die journalistischen Anwältinnen von traditionellen Themen aus der Arbeitswelt abgewandt und neue soziale Minderheiten ins Blickfeld gerückt hätten: Flüchtlinge, Gastarbeiter, Obdachlose, Behinderte, Schlüsselkinder oder Vorbestrafte bildeten und bilden nun das stoffliche Repertoire der Sozialreportage. Diese Liste muss wohl ständig modifiziert und aktualisiert werden. So zählen aktuell etwa vermeintlich integrationsunwillige Migranten, Flüchtlinge aus Krisenregionen, Verlierer im globalen Wettbewerb oder Opfer von Mobbing oder Stalking zu jenen Mitbürgern, deren eigene Geschichte verstärkt eines medialen Podiums abseits boulevardesken Marktgeschreis bedürfte.

2.2 Methode und Verfahren der Sozialreportage

Anstatt des Prinzips der Distanz bekennt sich die Sozialreportage zum Prinzip der Teilnahme. Anstatt bloß zu registrieren, will sie gleichsam intervenieren. Als „tatsachenbetonter, aber persönlich gefärbter Erlebnisbericht“¹⁹ erhebt sie

¹⁷ Kürbis, Friedrich G.: Über die Sozialreportage, a.a.O., S. 13f.

¹⁸ Vgl. Hefner, Claudia: Die Sozialreportage, a.a.O., S. 35

¹⁹ Noelle-Neumann, Elisabeth [u.a.] (Hg.): Fischer Lexikon Publizistik, Massenkommunikation, a.a.O., S. 102

jedoch den Anspruch, ihren dokumentarischen Charakter und somit ihre Glaubwürdigkeit zu wahren. Was für die Reportage gilt, trifft – als deren Sonderform – auch auf die Sozialreportage zu: Ihr Grundprinzip ist Authentizität²⁰, die durchaus im Dienste der beabsichtigten Wirkung steht. Überprüfbare Tatsachen sollen die Berechtigung zur Kritik und zu damit verbundenen politischen und sozialen Forderungen außer Streit stellen.

2.2.1 Beweisführung durch Wissenschaftlichkeit

Um diesem Anspruch der Unwiderlegbarkeit gerecht zu werden, präsentiert die Sozialreportage „Beweise zur intersubjektiven Überprüfung, indem sie Fakten recherchiert, Personen, Orte, Zeit und situative Kontexte nennt“²¹. Dabei hat sie die Beweisführung gewissermaßen systematisiert und sozialwissenschaftliche Verfahren der Wirklichkeitserkundung für ihre Zwecke adaptiert. Nicht nur wissenschaftlich erhobene Daten werden in den journalistischen Text integriert, sondern auch methodische Ansätze bei dessen Erarbeitung angewandt.

Soziographische Erkenntnisstrategien wie die Recherche vor Ort und in Archiven, die teilnehmende Beobachtung und Gespräche mit Betroffenen sowie die Befragung von Zeugen mit oder ohne Leitfaden gehören ebenso zu den Tätigkeiten des Sozialreporters wie die Beschaffung offizieller Dokumente und Unterlagen.²² So sei bereits an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass Winter seinen journalistischen Rechercherrahmen aus der Habilitationsschrift des Sozialwissenschaftlers Isidor Singer ableitete. Er reicherte seine Sozialreportagen mit budgetstatistischen Ansätzen, amtlichen Statistiken oder Inventarbeschreibungen an, berücksichtigte Ergebnisse gewerkschaftlicher Gegenenqueten oder griff auf enqueteähnliche Verfahren wie etwa Reiheninterviews oder Gruppendiskussionen zurück. Nicht ohne

²⁰ Vgl. Pöttker, Horst: Heines Tagesberichte für die „Allgemeine Zeitung“. Ein Beitrag zu Geschichte und Bestimmung der Reportage. – In: Zeitung. Medium mit Vergangenheit und Zukunft. Eine Bestandsaufnahme. Festschrift aus Anlass des 60. Geburtstages von Hans Bohrmann, hrsg. v. Otfried Jarren, Gerd G. Kopper und Gabriele Toesper-Ziegert. München: 2000, S. 27-46, S. 38f.

²¹ Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 243

²² Vgl. Kürbisch, Friedrich G.: Über die Sozialreportage, a.a.O., S. 14

Grund zählt Dagmar Lorenz in ihrem Überblickswerk *Journalismus* ihn und andere namhafte Vertreter des Genres zum Bereich des *sozialwissenschaftlichen bzw. Präzisionsjournalismus*.²³

2.2.2 Glaubwürdigkeit durch Authentizität

Doch nicht nur der methodisch-wissenschaftliche Zugriff auf die Wirklichkeit, sondern auch ihre besondere formale und stilistische Ausgestaltung vermag der Sozialreportage eine hohe Glaubwürdigkeit zu verleihen. Horst Pöttker nennt vier Bedingungen, die dem Authentizitätswert eines reportageartigen Textes zuträglich sind: Simultanität, Subjektivität, Präzision und Atmosphäre.

2.2.2.1 Simultanität

Simultanität meint die Gleichzeitigkeit von Bericht und berichtetem Geschehen, die anhand von temporalen Bestimmungen wie *heute, jetzt, eben, in diesem Augenblick, in einigen Stunden* etc. zum Ausdruck kommen. Im Sinne einer deutlicheren Unmittelbarkeitsbekundung wechselt die Sprache vom üblichen Präteritum immer wieder ins Präsens, was zudem den Erzählfluss merklich beschleunigt. Pöttker argumentiert, dass bei simultaner Textproduktion intervenierende Faktoren auf Kommunikatorseite, also etwa politische Präferenzen des Autors oder ökonomische Interessen des Verlegers, kaum Zeit hätten sich zu entfalten und auf den Beitrag Einfluss zu nehmen:

„Gleichzeitig zu berichten bedeutet, dass der Reporter sich dem Geschehen bis zu einem gewissen Grade anheimgeben, ja sich von ihm überwältigen lassen muss, so dass die Dynamik der Ereignisse mehr Macht über ihre Wiedergabe gewinnt als bei nachträglicher Berichterstattung [und so] [...] den Reporter in hohem Maße zum bloßen Medium macht, durch das sich das Geschehen selbst dem Publikum vermittelt.“²⁴

²³ Vgl. Lorenz, Dagmar: *Journalismus*, a.a.O., S. 96f.

²⁴ Pöttker, Horst: *Heines Tagesberichte für die „Allgemeine Zeitung“*, a.a.O., S. 40

2.2.2.2 Subjektivität

Subjektivität bedeutet im Zusammenhang mit der Sozialreportage, dass der Autor als Person ständig präsent ist und dies auch nicht verleugnet. Durch den Gebrauch der – ansonsten im Journalismus obsolet gewordenen – Ich-Form und Verben wie *vernehmen*, *bemerken*, *scheinen*, *spüren* usw. gibt sich der Verfasser als mehr oder weniger am Geschehen Beteiligter zu erkennen. Er berichtet von seinen individuellen Eindrücken, kolportiert Beobachtungen, gibt Schätzungen und Urteile ab, ohne diese persönlichen Wahrnehmungen zu kaschieren oder gegenteilig als allgemein gültig oder unverrückbare Tatsachen zu postulieren.

„Subjektivität als Reportagequalität meint die bewusste, für das Publikum erkennbar gemachte Unterwerfung unter die Gesetze, die die Naturbeschaffenheit der Wahrnehmungsweise des Menschen seinen Erkenntnis- und Kommunikationsmöglichkeiten einschränkend auferlegt.“²⁵

Mit anderen Worten: Der Reporter legt dem Rezipienten gegenüber offen, in einer geschilderten Situation dieses oder jenes zu hören oder zu sehen, wobei jemand anders in der gleichen Situation vielleicht etwas anderes hören oder sehen mag. Durch das Eingeständnis dieser unvollkommenen, da selektiven Wahrnehmungsweise erreicht die Sozialreportage „eine Objektivität zweiter Ordnung“²⁶, die wesentlich zu ihrer Glaubwürdigkeit beiträgt.

2.2.2.3 Präzision

Präzision meint im Grunde eine aktive und gründliche Recherche, um trotz der zuvor erwähnten Wahrnehmungsbeeinträchtigungen eine geschilderte Situation so umfassend und genau wie möglich wiedergeben zu können. Dies verlangt beispielsweise die Befragung mehrerer Zeugen, Transparenz in Bezug auf die Recherchewege und – bei divergenten Auskünften – Hinweise auf Unstimmigkeiten zwischen den Quellen. Bei vorhersehbaren Ereignissen bedarf es zudem einer ausreichenden Vorbereitung und Vorab-Recherche,

²⁵ Pöttker, Horst: Heines Tagesberichte für die „Allgemeine Zeitung“, a.a.O., S. 41

²⁶ Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S 243

um den Text mit der nötigen Tiefenschärfe auszustatten. Nur durch eine Fülle von Details kann der Reporter auch die Hintergründe einer Situation beleuchten und so trotz subjektiver Einflüsse zu einem optimalen Maß an Unverfälschtheit gelangen.

2.2.2.4 Atmosphäre

„Der Unterschied zwischen dem nachrichtenspezifischen Relevanz- und dem reportagespezifischen Authentizitätsprinzip wird nicht zuletzt daran deutlich, dass Authentizität auch nach *unwichtigen* Details verlangt.“²⁷ Sie sind für den Informationskern zwar nebensächlich, demonstrieren dem Leser allerdings, dass der Berichterstatter tatsächlich dabei gewesen ist. Zu diesen Einzelheiten zählen etwa beiläufige Angaben von Wetter- oder Lichtverhältnissen, die Beschreibung von Geräuschen, Angaben zu Physiognomie, Kleidung, Mimik und Gestik der handelnden Figuren oder die Vermittlung räumlicher Beschaffenheiten. Sie ergeben in ihrem Zusammenwirken eine realistische Kulisse und machen die Atmosphäre des Geschehnisses nachvollziehbar oder im besten Fall sogar spürbar.

2.2.3 Enthüllung durch Verkleidung

Um das Publikum für ihre politischen und sozialen Absichten zu gewinnen, ist die Sozialreportage – wie die Reportage allgemein – darauf bedacht, Distanz und Barrieren zwischen Betroffenen und Lesern zu überwinden. Ihr Bestreben ist es, „Nichtbeteiligte an primär oder sekundär erlebten Ereignissen (lebensweltlichen Erfahrungen) teilhaben zu lassen, die Betroffenheit auslösen“²⁸. Dies erfordert einerseits den Gebrauch einer speziellen Diktion: „Die Sozialreportage beruht vor allem auf dem Eindringen in die Sprache des Elends. [...] Für das Lesepublikum noch wichtiger allerdings ist die gezielte Einstreuung von Begrifflichkeiten der sogenannten Gaunersprache, die in ihren Grundzügen in den kriminalistischen Enzyklopädien aufgelistet und abrufbar waren.“²⁹ Andererseits besteht die

²⁷ Pöttker, Horst: Heines Tagesberichte für die „Allgemeine Zeitung“, a.a.O., S. 42

²⁸ Riesenfellner, Stefan: Der Sozialreporter, a.a.O., S. 2

²⁹ Mattl, Siegfried: Das wirkliche Leben. Elend als Stimulationskraft der Sicherheitsgesellschaft. Überlegungen zu den Werken Max Winters und Emil Klägers. – In:

Notwendigkeit, dass der Reporter einen möglichst guten Einblick in das Milieu hat, das er beschreibt. Besuchs- oder Informationssperren geraten dabei oft zu schwer überwindbaren Hindernissen. Sie werden von jenen verhängt, die kein Interesse daran haben, dass bestimmte Missstände oder Unzulänglichkeiten an die Öffentlichkeit gelangen.

Um dennoch in abgeriegeltes Terrain vorzudringen, behelfen sich die Sozialreporter mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung bzw. des Rollenspiels, die ihren Ursprung ebenfalls in den Sozialwissenschaften haben und Innenansichten eines Systems erlauben, die ansonsten nicht möglich sind. Wie die Bezeichnung schon andeutet, spielt der Journalist für den Zeitraum seiner Recherchen eine bestimmte Rolle. Er ist inkognito unterwegs, betreibt sozusagen Undercover-Ermittlungen. Dadurch bleiben seine tatsächliche Identität und seine wahren Absichten allen Beteiligten verborgen. Sie werden erst durch die darauffolgende Veröffentlichung des Textes preisgegeben. Die Tarnung umfasst dabei nicht nur die äußerliche Anpassung an das jeweilige Milieu, sondern schließt vor allem die Imitation von Verhaltensweisen, Sprache oder Umgangsformen mit ein. Schließlich funktioniert das Rollenspiel nur dann, wenn der Reporter ein voll in die zu beobachtende Gruppe integriertes Mitglied geworden ist: „Worum es hier letztlich geht, ist die Erfahrung der *communitas*, des Einsseins mit der Masse, in der er sich vorübergehend auflöst.“³⁰

In dem sich der Beobachter hinter einer Maske versteckt und seine Absicht der Beobachtung unkenntlich macht, gelangt er zu wertvollem Insider-Wissen, da die Beobachteten ihr Verhalten trotz seiner Anwesenheit nicht ändern. Außerdem verliert der Reporter vorübergehend seine soziale Identität, was ihm den Abbau eigener Vorurteile und mehr

Ganz unten. Die Entdeckung des Elends, hrsg. v. Werner Michael Schwarz, Margarethe Szeless u. Lisa Wögenstein. Wien: 2007, S. 110-117, S. 113 (=Katalog zur gleichnamigen Sonderausstellung des Wien Museums, 14. Juni bis 28. Oktober 2007)

³⁰ Lindner, Rolf: Ganz unten. Ein Kapitel aus der Geschichte der Stadtforschung. – In: Ganz unten. Die Entdeckung des Elends, hrsg. v. Werner Michael Schwarz, Margarethe Szeless u. Lisa Wögenstein. Wien: 2007, S. 18-25, S. 25 (=Katalog zur gleichnamigen Sonderausstellung des Wien Museums, 14. Juni bis 28. Oktober 2007)

Einfühlungsvermögen in Teilbereiche der Gesellschaft ermöglicht, die ihm ansonsten verschlossen blieben.³¹

Trotzdem muss der Reporter die nötige Distanz zu seinem Umfeld wahren, da ansonsten – wie in der Sozialforschung – die Gefahr der übermäßig engen Beziehung besteht, die das Sichtfeld des Beobachters wiederum stark einschränkt. In diesem Falle wäre das Ergebnis nicht mehr repräsentativ.

2.3 Kritik an der Sozialreportage

Da Sozialreportagen zunehmend als Vorläufer und Quellen für moderne Alltagsgeschichtsforschung gelten und ähnlich den Methoden der *oral history* das Gespräch mit Betroffenen und Zeugen zur Grundlage ihrer Arbeit machen, sind sie auch mit ähnlichen Vorwürfen konfrontiert. Kritiker meinen, die Sozialreportage bilde nur Oberflächenwirklichkeit ab und vermöge nicht zu abstrahieren oder zu reflektieren.³² Sie romantisieren, erliege zu sehr der Faszination des Konkreten und produziere lediglich eine Abfolge statischer Genrebilder.³³ Ihre Ergebnisse beschränkten sich auf ein Hier und Jetzt, sie seien singulär und punktuell, beharrten auf dem Anspruch des Individuellen und sperrten sich gegen die Einordnung in den geschichtlichen Bewegungsablauf.³⁴

Dem widersprechen Verfechter der *oral history* wie der Sozialreportage: Sie argumentieren, Geschichte sei nicht das Ergebnis einer komplexen Konstruktion, sondern werde als kommunikativer Prozess gemeinsam mit Betroffenen erarbeitet, da jeder Mensch seine eigene Geschichte habe. Erst die Sichtbarmachung von Arbeit und Lebensweisen im Alltag illustriere das einseitige Bild der akademischen Geschichtsschreibung und mache es greifbar.³⁵

³¹ Vgl. Sonnleitner, Verena: Der getarnte Reporter. Entwicklung, Funktionen und Problematik der Rollenreportage. Wien: 1989, S. 36

³² Hefner, Claudia: Die Sozialreportage, a.a.O., S. 28

³³ Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 250

³⁴ Riesenfellner, Stefan: Der Sozialreporter, a.a.O., S. 4

³⁵ Hefner, Claudia: Die Sozialreportage, a.a.O., S. 28

3 Sozialreportage – Spielart des „Empirischen Journalismus“

Dem Versuch, eine exemplarische Entwicklungsgeschichte der Sozialreportage nachzuzeichnen, liegt die von Hannes Haas im Zusammenhang mit dem Konzept des „Empirischen Journalismus“ aufgestellte These zugrunde, dass es enge historische Entwicklungszusammenhänge zwischen literarischen, sozialwissenschaftlichen und journalistischen Formen der Sicht und des methodischen Zugriffs auf soziale Wirklichkeit gibt.³⁶ Im Folgenden soll nun gezeigt werden, welche Merkmale den Empirischen Journalismus kennzeichnen, inwiefern die Sozialreportage als Teil dieser publizistischen Leistungen gelten kann und warum somit die erwähnte These als Prämisse für die Spurensuche nach Vorläufern und Impulsgebern des Genres plausibel scheint.

3.1 Der Journalist als handelndes Subjekt

Unter „Empirischer Journalismus“ versteht Haas jenen Journalismus, bei dem einerseits „die Meisterschaft in der Qualität seiner journalistischen Verfahren zur Ermittlung und Vermittlung gesellschaftlicher Wirklichkeit besteht“ und der andererseits „ohne seine Autorin und seinen Autor nicht angemessen untersucht werden kann“³⁷. Mit dem Hinweis auf das Individuum wendet sich das Konzept des Empirischen Journalismus gegen die systemtheoretische Lehre, die laut Haas den Journalismus auf eine redaktionelle Leistung reduziere und damit seine autonomen, kreativen, unkonventionellen und ambitionierten Leistungen – die der Empirische Journalismus zu seinem Gegenstand habe – ausblende.

Die Systemtheorie, die vor allem auf Arbeiten von Manfred Rühl gründet, klammert den Journalisten als handelndes Subjekt weitgehend aus und begreift an seiner Stelle Journalismus als ausdifferenziertes soziales System,

³⁶ Vgl. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 22

³⁷ Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 13

das nach eigenen Regeln funktioniert, sich aber dennoch auf andere Teilsysteme der Gesellschaft bezieht. Die Redaktion wird als Organisationsgebilde verstanden, „dessen Strukturen die journalistische Arbeit routinisieren, Zuständigkeiten regeln und Produktionsprozesse steuern, stabilisieren oder entlasten“.³⁸ Nach Ansicht der Systemtheoretiker liegt die Hauptaufgabe von Journalismus in seiner Informationsfunktion respektive in der Herstellung und Bereitstellung von Themen zur öffentlichen Kommunikation, wobei Auswahl und Darstellung als durchrationalisierter Produktionsprozess erfolgten und diese das Schreiben sowie andere genuine Elemente des Journalismus längst abgelöst hätten.³⁹

Die systemtheoretische Tendenz der Entpersonalisierung von Journalismus läuft der Programmatik der Sozialreportage zuwider. Dass diese in unmittelbarem Zusammenhang mit der Persönlichkeit ihres Schöpfers steht, wurde bereits in Kapitel 2 angedeutet. Die Produktion eines politisch und sozial intendierten Textes ist demnach ohne persönliche Überzeugung und individuelles Engagement vonseiten des Autors nicht denkbar. Erfahrungsgemäß bringt nicht die arbeitsteilige Alltagsroutine einer Redaktion derartige Leistungen zustande – diese sind vielmehr einzelnen ambitionierten, autonomen und unkonventionellen Journalisten zu verdanken. Intensive Vorab-Recherche, Gespräche mit Betroffenen vor Ort, investigative Rollenspiele, Einbindung von wissenschaftlichem Sekundärmaterial, Interesse für gesellschaftliche Randgruppen, Herstellung von Gegenöffentlichkeit mit dem Ziel der In-Gang-Setzung sozialer Prozesse etc. setzen ein Berufsverständnis voraus, das den Journalisten nicht als funktionierendes Rädchen in der Maschinerie der Massenmedien begreift, sondern als aktives, handelndes, mitunter gar intervenierendes Subjekt. „Ohne *journalistische Subjekte* wäre die Reportage als professionelles Genre nicht entstanden.“⁴⁰ Redaktionelle Verbände können hier bestenfalls für

³⁸ Lorenz, Dagmar: Journalismus, a.a.O., S. 127

³⁹ Vgl.: Rühl, Manfred: Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System. Freiburg: 1979 und Rühl, Manfred: Organisatorischer Journalismus. Tendenzen der Redaktionsforschung. – In: Kaase, Max u. Winfried Schulz: Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Opladen: 1989, S. 253-269

⁴⁰ Pöttker, Horst: Heines Tagesberichte für die „Allgemeine Zeitung“, a.a.O., S. 45

optimale, arbeitsrelevante Rahmenbedingungen sorgen und entsprechende Ressourcen bereitstellen.

3.2 Journalismus als Kulturleistung

Haas spricht in Zusammenhang mit dem Konzept des Empirischen Journalismus von einem Journalismus, „der über sein arbeitsteiliges Funktionieren im redaktionellen Verband hinausgehend gesellschaftliche und kulturelle Leistungen erbringt“⁴¹. Mit der Zielsetzung, über den Umweg der Veröffentlichung aufzuklären, Ungerechtigkeiten entgegenzuwirken und somit auf den sozialen Status quo einzuwirken, kommt der Sozialreportage unbestritten eine gesellschaftliche Bedeutung zu. Dem Journalisten wird somit nicht nur – wie von der Systemtheorie und deren weit weniger radikalen Weiterentwicklung, dem Konstruktivismus, postuliert – die Rolle eines Informationsdienstleisters zugesprochen, der durch institutionalisiertes, thematisches Entscheidungshandeln Orientierungs- und Vermittlungsarbeit verrichtet, indem er Zusammenhänge herstellt, die durch die Ausdifferenzierung der modernen Gesellschaft verloren gegangen sind⁴². Indem er den funktionalistischen Rahmen verlässt, kommt ihm zudem eine unverzichtbare kulturelle und soziale Aufgabe für die Gesellschaft zu.

Vor allem Wolfgang R. Langenbucher plädiert für eine Definition von Journalismus als genuine Kulturleistung, die vergleichbar mit Theater, Literatur, Kunst oder Wissenschaft sei.⁴³ Darunter seien selbstschöpferische Leistungen von unzweifelhaft identifizierbaren Individuen zu verstehen, die im Laufe längerer Karrieren beachtliche „Werke“ zustande bringen, wo sich Leben und Werk schließlich zu einer Biografie fügen und auch so etwas wie ein journalistischer Kanon sichtbar wird, dem dieses Werk angehört. Allerdings beschränke sich die kulturschöpferische Leistung nicht nur auf die

⁴¹ Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 13

⁴² Vgl.: Weischenberg, Siegfried: Journalismus als soziales System. – In: Klaus Merten, Siegfried J. Schmidt u. Siegfried Weischenberg (Hg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Oplanden: 1994, S. 427-454

⁴³ Vgl.: Langenbucher, Wolfgang R.: Journalismus als Kulturleistung. Aufklärung, Wahrheitssuche, Realitätserkundung. – In: Aviso 11/1994, S. 7-10

stilistische Brillanz des Journalisten, sondern schlage sich auch in der Weiterentwicklung journalistischer Darstellungsformen und spezifischer Methoden der Realitätserkundung nieder. „Genau diese Trias aus spezifischen Formen, Methoden und der damit möglichen Erkundung von Realität macht Journalismus als Kulturleistung aus – in historisch durchaus wandelbaren Konkretisierungen“⁴⁴, resümiert Langenbucher.

3.3 Überprüfung und Schaffung sozialen Wissens

Im Sinne der Glaubwürdigkeit, der Verlässlichkeit und des Dokumentarcharakters dient dem Sozialreporter dieses Methodenreservoir dazu, „alle Behauptungen über die Welt dem Test der Erfahrung“⁴⁵ zu unterwerfen. Dabei ist wichtig zu erwähnen, dass Empirie in diesem Fall nicht einfach mit „Außen- oder Tatsachenwelt“ (subjektunabhängige Naturempirie) gleichzusetzen ist, sondern als „künstliche Wirklichkeit“ zu verstehen ist, die durch subjektive Interpretation und Aneignung produziert wird (Sozialempirie). Letztere kann somit auch als Erfahrung der Außenwelt als „Wirklichkeit“, die eine gesellschaftliche Konstruktion von Sinnzusammenhängen voraussetzt, bezeichnet werden: „Als 'empirisch' gilt eine Deutung der Wirklichkeit innerhalb des jeweiligen sozialen Wissens also dann, wenn sie die Handhabung einer je gegebenen Außenwelt ermöglicht, d.h. erfahrungsbezogen begründet und handlungsbezogen überprüft werden kann.“⁴⁶ Die Sozialreportage verfolgt nun – in Anlehnung an den Empirischen Journalismus – nicht nur die Überprüfung der Übereinstimmung von Wirklichkeit und sozialem Wissen, sondern produziert auch neues soziales Wissen, indem sie durch ihre spezifische Themenauswahl Vorschläge macht, was gesellschaftlich als empirisch relevant betrachtet werden soll und durch ihre Recherche-, Ermittlungs- und Präsentationstechniken als stichhaltig überprüfte Wirklichkeitserfahrung zur öffentlichen Diskussion anbietet.⁴⁷ Dass die Sozialreportage einer interdisziplinären Entwicklungsgeschichte zugrunde

⁴⁴ Langenbucher, Wolfgang R.: Journalismus als Kulturleistung, a.a.O., S. 9

⁴⁵ Gawlick zit. n. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 15

⁴⁶ Bonß, Wolfgang: Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung. Frankfurt/Main: 1982, S. 22

⁴⁷ Vgl. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 15f.

liegt und schließlich in der vollendeten Synthese aus sozialwissenschaftlichen, literarischen und journalistischen Verfahren jene qualitative Meisterschaft zur Ermittlung und Vermittlung gesellschaftlicher Wirklichkeit erreicht hat, die Haas dem Empirischen Journalismus insgesamt attestiert, soll nun im Folgenden belegt werden.

4 Anfänge der methodisierten Wirklichkeitserkundung

Auf der Suche nach Vorläufern jener journalistischen Strategien und Verfahren, die die Sozialreportage zur Erkundung sozialer Wirklichkeit anwendet, stößt man auf dem Gebiet der europäischen Reiseliteratur ab dem 16. Jahrhundert auf fundreiches Terrain. Angefangen bei den apodemischen Traktaten mit Anleitungen zur umfassenden, systematischen Strukturierung von Reiseerlebnissen wurden hier wesentliche Instrumentarien zur Beschreibung gesellschaftlicher Wirklichkeit erarbeitet, die ständig erweitert, verfeinert und schließlich in der Sozialreportage zusammengeführt und perfektioniert wurden.

4.1 Apodemik – Systematisch reisen

Am chronologischen Beginn dieser Spielformen der Reiseliteratur, die wesentliche Recherche- und Verfahrenstechniken der etablierten Sozialreportage zur Wirklichkeitserkundung vorwegnehmen sollten, steht die „Ars apodemica“ (Kunst des Reisens). Obwohl deren Blütezeit über zwei Jahrhunderte lang dauerte, gibt es dazu kaum Sekundärliteratur. Julius Stagl hat sich bisher als einer der wenigen der wissenschaftlichen Auseinandersetzung der Reisekunst gewidmet. Demnach erschienen apodemische Schriften ab dem 16. Jahrhundert und enthielten neben allgemeinen Reflexionen über das Reisen auch genaue Beobachtungs- und Beschreibungsschemata. Anhand einer elaborierten Methodik sollten Reisende ihre Erfahrungen strukturieren, um eine spätere, systematische Weiterbearbeitung der gewonnenen Ergebnisse zu ermöglichen.

Reisen war im vorindustriellen Zeitalter das Hauptmittel zur Erkundung sozialer Wirklichkeit, die in Frühformen der Statistik in Form einer empirischen Gesellschafts-, Volks- und Staatsbeschreibung Niederschlag fand. Das Rohmaterial für diese alten Statistiken lieferten Berichte von Reisenden oder Korrespondenten, die anschließend von sogenannten Kompilatoren weiterverarbeitet wurden, wobei diese wiederum den

Reisenden oder Korrespondenten die Rubriken vorgaben, in die sie ihre Beobachtungen einzutragen hatten. Darüber hinaus gab es jedoch eine ausformulierte Methodik, die Anweisungen dafür gab, wie man solche Beobachtungen anstellen und wiedergeben sollte. Die Gattung dieser Art von Literatur wurde „Ars apodemica“ genannt.

4.1.1 Das ramistische Ordnungsprinzip

Viele apodemische Traktate orientierten sich an der „natürlichen Methode“ des französischen Logikers Petrus Ramus (eigentlich: Pierre de la Ramée, 1515-1572). Anhand seines tabellarischen Ordnungsprinzips sollten zusammenhängende Wissensbereiche systematisch in einzelne Begriffe und Unterbegriffe zerlegt werden. Vorgegangen wird dabei reduktionistisch – betrachtet wird zuerst das Evidente und dann das von diesem Abgeleitete:

„Das Evidente muss zunächst definiert werden, dann wird der so gewonnene Begriff in seine Teilbegriffe zerlegt, die wiederum definiert und weiter unterteilt werden. Dieses Herabsteigen vom Allgemeinen zum Besonderen, diese Reduktion von Ganzheiten auf ihre Elemente [...] wird so lange fortgesetzt, bis nichts mehr zu unterteilen und zu definieren übrig bleibt.“⁴⁸

Dargestellt wurden derartige Begriffs-Stammbäume als „synoptische Tabellen“, bei denen die Zusammengehörigkeit der jeweiligen Teilbegriffe mit Klammern markiert wurden. Mit diesem deduktiven Prinzip – das im Übrigen nicht von Ramus erfunden, sondern etwa bereits in der medizinischen Schule von Padua gelehrt wurde – hofften die Ramisten den ab dem 16. Jahrhundert stark anwachsenden Wissensbestand, der durch den Buchdruck fixiert und verbreitet wurde, bewältigen zu können. Die universelle Anwendbarkeit der Methode begründete ihren Erfolg. Doch schon bald stellte sich heraus, dass mit dem Ramismus das bearbeitete Material nicht bewältigt, sondern bloß umgeschichtet werden konnte. Somit trug er weniger zur Gewinnung neuen

⁴⁸ Stagl, Justin: Der wohl unterwiesene Passagier. Reisekunst und Gesellschaftsbeschreibung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. – In: B. I. Krasnobaev, Gert Goebel u. Herbert Zeman (Hg.): Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungsforschung. Essen: 1987, S. 353-384, S. 358f (=Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa, Bd. 6),

Wissens – wie ursprünglich geplant – bei, sondern vielmehr zur Organisation und Vereinheitlichung des vorhandenen.⁴⁹

4.1.2 Wichtige Begründerwerke

Obwohl ihr Niedergang erst am Ende des 18. Jahrhunderts und somit rund 200 Jahre nach ihren Anfängen endgültig besiegelt war, verzeichnete die apodemische Literatur nur in den ersten drei Jahrzehnten nennenswerte Innovationen.⁵⁰ Die Erarbeitung ihrer wesentlichen Merkmale ist somit in erster Linie auf ihre Begründer zurückzuführen. Ihr Verdienst ist es, „dass sie unter dem Einfluss der Methode des Petrus Ramus verschiedene Traditionen und Zeittendenzen zusammengeführt und zu einer formalen Kunstlehre des Reisens verwoben haben“⁵¹.

Mit seiner 1577 erschienenen Publikation „Methodus apodemica (in eorum gratiam, qui cum fructu in quocunque tandem vitae genere peregrinari cupiunt)“ veröffentlichte der studierte Mediziner Theodor Zwinger (1533-1588) jenes Werk, das bis zum Ende des 17. Jahrhunderts maßgeblich für die Theorie des Reisens bleiben sollte. In vier Bücher unterteilt, gab der Autor darin einen Überblick über die Arten und Formen des Reisens, konkrete Ratschläge für das Reisen, exemplarische Stadtbeschreibungen meist in Form listenhafter Aufzählungen sowie Muster zur Beschreibung konkreter Lebenskreise.

Im selben Jahr, aber noch vor Zwingers „Methodus apodemica“, publizierte Hilarius Pyrckmair (Geburts- und Sterbedatum nicht bekannt) eine Reiseanleitung mit dem Titel „Commentariolus de Arte Apodemica seu Vera Peregrinandi Ratione“. Neben allgemeinen Reflexionen und Anekdoten über das Reisen enthielt sie auch einen Schematismus zur Beschreibung von Land und Leuten, der später von einem ungenannten Autor zu einer

⁴⁹ Stagl, Justin: Die Methodisierung des Reisens im 16. Jahrhundert. – In: Brenner, Peter J. (Hg.): Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur. Frankfurt/Main: 1989, S. 140-177, S. 151

⁵⁰ Raup, Dagmar: „Ars apodemica“ oder die „Reisekunst“, a.a.O., S. 50

⁵¹ Stagl, Justin: Die Methodisierung des Reisens im 16. Jahrhundert, a.a.O., S. 151

handlichen Übersichtstabelle komprimiert wurde.⁵² Pyrckmair verwendete als erster den Begriff des Apodemischen, der unmittelbar danach von Zwinger übernommen wurde und dadurch weite Verbreitung fand, während der eigentliche Wortschöpfer zusehends in Vergessenheit geriet.⁵³

Die allererste gedruckte Apodemik stammt allerdings – wenn auch nicht als solche bezeichnet – aus der Feder des sächsischen Juristen Hieronymus Turler (~1520 - ~1602). Sein Traktat „De peregrinatione et agro Neapolitano libri II“ erschien 1574 und stellte sich insofern als richtungsweisend heraus, als es die zu dieser Zeit gängigen Reiseratschläge erstmals zu einer Methodik des Reisens zusammenfasste, die bereits alle wichtigen apodemischen Topoi enthielt, obwohl dieser Begriff – wie schon erwähnt – noch gar nicht gebräuchlich war.⁵⁴

Zu den wichtigen Begründerpersönlichkeiten der Apodemik zählt schließlich der Holländer Hugo Blotius (oder: Hugo de Bloote, 1533-1608). Dessen Reiseanleitung „Tabula Peregrinationis continens Capita Politica“, die auf Gesprächen mit schon erwähntem Zwinger in den Jahren 1568 und 1569 fußen dürfte, wurde zu Lebzeiten ihres Verfassers allerdings nie gedruckt, sondern gelangte erst 1629 als Anhang in Paul Hentzners „Itinerarium Germaniae, Galliae, Angliae, Italiae“ an die Öffentlichkeit. Bei Blotius' Schrift handelte es sich um einen Katalog aus 117 nummerierten Fragen über Politik, Kirche, Rechts- und Bildungswesen sowie soziale, wirtschaftliche, ethnische und demographische Verhältnisse einer Stadt. Dieser „erste sozialwissenschaftliche Fragebogen“ war als „Hilfsmittel zur Gewinnung empirischer Erkenntnisse gedacht und richtete sich an das reisende Publikum im Allgemeinen, das mit [seiner] Hilfe eine zentrale Dokumentationsstelle [...] mit standardisierten Informationen über beliebige Städte beliefern konnte“⁵⁵.

⁵² Stagl, Justin: Die Methodisierung des Reisens im 16. Jahrhundert, a.a.O., S. 142

⁵³ Stagl, Justin: Der wohl unterwiesene Passagier, a.a.O., S. 357

⁵⁴ Raup, Dagmar: „Ars Apodemica“ oder die „Reisekunst“, a.a.O., S. 48

⁵⁵ Stagl, Justin: Der wohl unterwiesene Passagier, a.a.O., S. 356

4.1.3 Inhalte und methodische Anweisungen apodemischer Schriften

Obwohl sich die einzelnen methodischen Reiseabhandlungen freilich voneinander unterschieden, lassen sich doch bestimmte Standardinhalte festmachen, die in derartigen Traktaten zu finden waren⁵⁶:

Sie enthielten anfangs eine Definition des Reisens, wobei – in Anlehnung an die humanistische Tradition – das Reisen zur Vervollkommnung der Persönlichkeit und zur Erlangung neuer Kenntnisse dem zweck- und nutzlosen Umherschweifen stets scharf entgegengesetzt wird. Darauf folgte zumeist eine Kategorisierung unterschiedlicher Reisearten, beispielsweise nach Art der Fortbewegung (zu Fuß, mit dem Schiff) oder des Zwecks (Studien-, Kaufmanns- oder Bildungsreise). Neben Argumenten und Beispielen für und gegen das Reisen enthielten Apodemiken auch zahlreiche Ratschläge. Diese behandelten einerseits religiöse und moralische Fragen, andererseits hygienische und diätetische Aspekte. Ergänzt wurden sie durch lebenspraktische und technische Reisekonsilia, die neben Warnungen vor Betrügern und schlechten Reisegefährten auch Empfehlungen von Kartenmaterial, Reiseführern und Hinweise auf Sehenswürdigkeiten enthielten und zudem Informationen über Land und Leute bereitstellten. Eine wichtige Rolle spielten schließlich die bereits erwähnten Instruktionen und Anweisungen zur Beobachtung und Beschreibung auf Reisen.

Zu diesem Zweck rieten die Apodemiker den Reisenden zur Führung eines Tagebuchs. Im Optimalfall sollten zwei Merkbücher angelegt werden, ein chronologisches und ein systematisches: Das erste diene zur raschen Notiz spontaner Beobachtungen und Einfälle, die später nach einer vorgegebenen Struktur in das zweite übertragen werden sollten. Apodemiken enthielten aber auch Anweisungen hinsichtlich der Informationsbeschaffung, die unter Heranziehung möglichst vielfältiger Quellen stattfinden sollte. So wurde der Reisende angehalten, nicht nur Staatsmänner, Gelehrte und Künstler zu befragen, sondern Kontakt auch zu Leuten niederen Standes, also etwa Bauern oder Handwerkern, herzustellen. Tipps, wie derartige Befragungen

⁵⁶ Vgl. z.B. Raup, Dagmar: „Ars Apodemica“ oder die „Reisekunst“, a.a.O., S. 53f

und Gespräche durchzuführen seien, waren ebenfalls Gegenstand apodemischer Traktate.

4.1.4 Apodemische Impulse für die Sozialreportage

Mit der Methodisierung des Reisens schufen die Apodemiker ein (vor-) wissenschaftliches Instrumentarium zur Wirklichkeitserkundung und legten damit einen Grundstein für jene sozialwissenschaftlichen Verfahren wie etwa den Fragebogen, die die Sozialreportage später für ihre Zwecke adaptierte. Durch das ramistische Prinzip der Begriffszerlegung sollten allgemein gültige und jederzeit überprüfbare Beobachtungs- und Beschreibungsschemata für beliebige Regionen und ihre Bewohner geschaffen werden.

Ausgehend vom Allgemeinen sollte man schrittweise zum Besonderen gelangen. Pyrckmairs Reiseanleitungen beispielsweise zeigen besonders gut das bereits beschriebene System der synoptischen Tabellen⁵⁷: Er unterschied zunächst die beiden Grundkategorien *äer* und *situs*: Mit ersterer sollte die Luft, ihre Zusammensetzung, Feuchtigkeit, Temperatur usw. sowie deren Auswirkungen auf die Natur und die Gesundheit der Bevölkerung beschrieben werden. Zweitere fokussierte die Lage des Ortes, die nun in sechs Subkategorien weiter untergliedert wurde: (1) Himmelsrichtungen, Parallelen und Klimazonen, (2) Berge und Bergbau, (3) Gewässer und deren Nutzen, (4) Wälder mit Forstwirtschaft und Jagd, (5) Felder und Weiden und deren Nutzung und (6) die Städte. Dieser Punkt wurde wiederum in äußere und innere Betrachtungspunkte zerlegt. Unter äußere Betrachtungspunkte fielen alte und moderne Namen, Lage und Befestigung, Brücken, Plätze, Gärten und Gebäude, wobei bei diesen wiederum zwischen öffentlichen und privaten unterschieden werden sollte. Innere Betrachtungspunkte waren weltliches und geistliches Regiment, Verfassung, Verwaltung und Rechtssprechung sowie die Stadtbevölkerung, ihre Lebensweise, Frömmigkeit, Reichtümer, Tätigkeiten etc.

Zwinger und andere Apodemiker verfahren nach ähnlichen Kategorisierungsverfahren.

⁵⁷ Vgl. Stagl, Justin: Der wohl unterwiesene Passagier, a.a.O., S. 362

Besonders interessant im Hinblick auf die späteren empirisch-journalistischen Verfahren und Rechercheformen der Sozialreporter scheint die vehemente Forderung nach Autopsie, die die Reiseanleitungen ab dem 16. Jahrhundert implementierten:

„Zu den zentralen Topoi der apodemischen Literatur gehört die Polemik gegen das Hörensagen und das Gedächtnis. Man soll das, was man wissen will, selbst beobachten, genau nachprüfen und notieren.“⁵⁸

Da das Schreiben lange Zeit teuer und aufwendig zugleich war, waren frühere Gesellschaften wie die der Antike, des Mittelalters und der Renaissance vor allem auf die mündliche Überlieferung angewiesen. Folglich maßen sie dem Gedächtnis eine besonders hohe Bedeutung bei. Um dieses zu schulen, wurden eigene Traktate verfasst, die unter der Bezeichnung „Ars memorativa“ (Gedächtniskunst) firmierten. Unterschieden wurde grundsätzlich zwischen dem, was merk-würdig (memorable) war, also beispielsweise das Auffallende (insigne), das Nützliche (utile) und das Angenehme (dulce), und dem, was diese Qualitäten nicht aufwies.⁵⁹

Dieses Prinzip der Datenauswahl, die Konzentration auf das Merk-würdige, wurde auch von den Apodemikern übernommen, wobei diese die Gedächtniskunst gegen die Autopsie ausspielten: „Erst der Ramismus ersetzte systematisch dann das Gedächtnis durch die Methode, machte Überlieferung intersubjektiv überprüfbar und ermöglichte deren weitere Verbreitung.“⁶⁰ Die nachdrückliche Forderung nach Autopsie stellt somit eine wichtige Gemeinsamkeit zwischen der apodemischen Reiseliteratur und der elaborierten Recherchemethode der Sozialreportage dar. Die Ars apodemica setzte somit erste wichtige Schritte für einen methodisch-wissenschaftlichen Zugriff auf die soziale Wirklichkeit, der auch für die empirisch-journalistischen Verfahren der Sozialreportage wesensimmanent werden sollte.

⁵⁸ Stagl, Justin: Der wohl unterwiesene Passagier, a.a.O., S. 361

⁵⁹ Vgl. Stagl, Justin: Der wohl unterwiesene Passagier, a.a.O., S. 365

⁶⁰ Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 116

4.1.5 Niedergang der Apodemik

So Wichtiges die Apodemik für den Journalismus, aber auch für die Sozialwissenschaft, auf den Weg brachte – sie scheiterte letzten Endes doch an der steten Intensivierung ihrer eigenen Methodik. Stand am Anfang noch die Euphorie und Überzeugung, mittels ramistischen Systems Möglichkeiten zu entwickeln, um fremde Länder und Städte, Gesellschaften und Kulturen exakt vermessen und die Ergebnisse in strukturierter Form aufbereiten zu können, führten immer differenziertere Reiseanleitungen zu einer zunehmenden Unübersichtlichkeit, zum Verlust des Blicks auf das Wesentliche und somit am Ende des 18. Jahrhunderts zum endgültigen Niedergang der Ars apodemica.

Bereits bei Zwinger, einem der Pioniere des Genres, ist diese Tendenz zur Ausuferung sichtbar. In den darauffolgenden Jahrzehnten wurde den Reisenden immer mehr zugemutet. Die synoptischen Tabellen wuchsen zu monströsen Definitionsbäumen an, die sich in vielerlei und dadurch für den Reisenden kaum oder gar nicht zu bewältigende Subkategorien verästelten. Der Zwang zum ständigen Protokollieren, das einen enormen Zeitaufwand bedeutete, rückte die Qualität der Wahrnehmung in den Hintergrund, führte zur Beliebigkeit und mündete in einen großteils unbrauchbaren Wust an Daten. Andererseits blieben mögliche interessante, aber in den Vorgaben nicht berücksichtigte Fragen, unbehandelt. Einschlägige Zahlen sprechen für sich: Eine der letzten Apodemiken, die 1789 vom österreichischen Philanthropen Leopold Graf Berchtold unter dem Titel „Patriotic Traveller“ herausgegeben wurde, enthielt insgesamt 2443 als Fragen formulierte Beschreibungsrubriken, die in 37 Sektionen zusammengefasst wurden und auf eine umfassende Landes- und Volkskunde nach dem neuesten Stand der Wissenschaft abzielten.⁶¹

Gleichzeitig übernahmen spezialisierte Angebote aus den Bereichen des Journalismus, der Reisebeschreibung und empirischer Untersuchungen die wesentlichen Funktionen apodemischer Schriften, die diese aufgrund ihrer

⁶¹ Vgl. Stagl, Justin: Der wohl unterwiesene Passagier, a.a.O., S. 368

selbst verschuldeten Überfrachtung nicht mehr leisten konnten und somit obsolet wurden. An ihre Stelle traten spezifische Reiseführer oder Reisehandbücher für einzelne Berufsgruppen oder Stände.⁶² Zudem fokussierte die Reiseliteratur im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts – vor dem Hintergrund der Aufklärung – vermehrt die subjektiv-literarische Beschreibungsform und verdrängte den enzyklopädisch-wissenschaftlichen Bericht. Neben den Emanzipationsbestrebungen des Bürgertums, das dazu spezielle und vor allem schnell verfügbare Informationen brauchte, verstärkte auch die Tatsache, dass Reisen für eine steigende Zahl von Menschen möglich wurde, derlei Individualisierungstendenzen. Anstelle der Methodisierung des Reisens rückte die Wahrnehmung einzelner, subjektiv als berichtenswert empfundener Phänomene in den Mittelpunkt. Der umfassende Beschreibungsanspruch wurde ersetzt durch eine „Partikularisierung der Wirklichkeit im Reisebericht, die auch als Emanzipationsbewegung zu verstehen ist gegenüber den Tendenzen der Zeit zur umfassenden Verwissenschaftlichung durch Quantifizierung und Entindividualisierung“.⁶³

Durch journalistische Einflüsse legten die Reiseberichte ihre Aufmerksamkeit vorrangig auf das Kuriose und Exotische, weshalb das Reisen seinen Status als Mittel zur Welterfahrung verlor und parallel dem Reisebericht sein Informationsmonopol streitig gemacht wurde, das er über Jahrhunderte hinweg innehatte.⁶⁴

Als 1795 Franz Posselts „Apodemik oder die Kunst zu reisen“ als letztes Werk erschien, das den Begriff „Apodemik“ im Titel führte⁶⁵, hatten Journalismus, Reisebeschreibungen und Ratschlagsbücher bereits größtenteils ihr inhaltliches, die positivistischen Sozialwissenschaften ihr methodisches Erbe angetreten.⁶⁶

⁶² Vgl. Raup, Dagmar: „Ars apodemica“ oder „Die Reisekunst“, a.a.O., S. 51

⁶³ Brenner, Peter J.: Die Erfahrung der Fremde. – In: Ders. (Hg.): Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur. Frankfurt/Main: 1989, S. 14-49, S. 35

⁶⁴ Vgl. Brenner, Peter J.: Die Erfahrung der Fremde, a.a.O., S. 38

⁶⁵ Vgl. Raup, Dagmar: „Ars apodemica“ oder „Die Reisekunst“, a.a.O., S. 52

⁶⁶ Vgl. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 118

5 Aufklärung und Sozialkritik

Die Tatsache, dass journalistische Angebote die Informationsfunktion der apodemischen Reiseliteratur übernahmen und so an deren Niedergang beteiligt waren, zeigt symptomatisch die zunehmende Bedeutung des Journalismus im 18. Jahrhundert. Er konnte leisten, was in diesem Falle die Apodemik nicht mehr zu Wege brachte: Übersichtlichkeit statt Detailversessenheit, konzentrierte Information anstelle von ausufernder Beliebigkeit und reflektierte Wissensvermittlung statt statistischer Datenanhäufung.

5.1 Journalismus – Folge und Triebkraft der Aufklärung

Mit Beginn der Aufklärung hatte ein wachsender Anteil der Bevölkerung das Bedürfnis nach prägnant formulierten Nachrichten. Aufstrebende Printmedien, allen voran die *Moralischen Wochenschriften*, waren bald ein unverzichtbarer Bestandteil des täglichen Lebens. Sie appellierten an die Vernunft ihrer Leser und propagierten das Ideal einer sittlich-geläuterten Lebensführung. Behandelt wurden aktuelle politische und gesellschaftliche Fragen in unterschiedlichen Genres, wodurch erstmals so etwas wie eine diskursive Plattform für das Bürgertum geschaffen wurde. Als europäische Vorbilder galten englische Publikationen wie *The Tatler*, *The Spectator* oder *The Guardian*, die Anfang des 18. Jahrhunderts verlegt wurden. Im deutschsprachigen Raum verrieten die Titel solcher Zeitschriften bereits ihr erzieherisches Programm: Sie hießen *Der Vernünfftler* oder *Die vernünftigen Tadlerinnen*.⁶⁷

Diese Form von Öffentlichkeit war zuvor nur den feudalen Herrschern vorbehalten. Das einfache Volk tauschte Neuigkeiten lange Zeit in Form von Erzählungen aus. Erst langsam entstanden entlang von Handelswegen Systeme des organisierten Informationsaustausches. Im 16. und 17. Jahrhundert drehten sich Drucksorten wie *Handelsbriefe*, *Meßrelationen* oder

⁶⁷ Vgl. z.B.: Halek, Tatjana-Alexandra: Die Wurzeln des „Modernen Journalismus“ in der Literatur. Wien: 1993, S. 53f.

Avisen vorwiegend um ökonomische Themen, selbst wenn Drucker oder Kolporteure bald gereimte *Zeitungsbriefe* beilegten. Politische Betrachtungen über das Inland waren freilich nicht enthalten, da sie den Zensurbestimmungen zum Opfer fielen.⁶⁸

Solche Betrachtungen wurden erst durch die politische Liberalisierung im 18. Jahrhundert möglich, wenngleich einige Publizisten für den Kampf um die Pressefreiheit auch Verfolgung und Exil in Kauf nahmen. Gleichzeitig beförderte eine Berichterstattung solcher Art die Lockerung eines vormals rigiden Politsystems. „Journalismus ist sowohl Produkt als auch (bescheidene) Triebkraft einer Gesellschaft auf dem Weg in die Moderne.“⁶⁹ Nicht umsonst werden die Anfänge eines professionellen Berufsjournalismus vorwiegend in der Zeit der Aufklärung angesiedelt.⁷⁰ Einige Fachvertreter sprechen an dieser Stelle vom Beginn des „schriftstellerischen Journalismus“, der im Gegensatz zum rein berichtenden, also „korrespondierenden Journalismus“ des 16. und 17. Jahrhunderts, vernünftige Schlüsse aus den Gegenständen seiner Berichterstattung zu ziehen trachtet und eigene redaktionelle Inhalte herstellt.⁷¹ Die vollständige Professionalisierung im Sinne eines – nach Pürer und Raabe – „redaktionellen“ und später „redaktionstechnischen Journalismus“ konnte allerdings erst nach der (wenn auch nur zeitweiligen) Aufhebung der Zensur im Revolutionsjahr 1848 erfolgen: „Gemeint ist damit ein Prozess, in dem daraus ein Hauptberuf mit bestimmten Funktionen, Rollen und Merkmalen wurde und dieser sich im Lande ausbreitete.“⁷² In einem arbeitsteiligen Verfahren wurde ab nun einlangendes Nachrichtenmaterial gesichtet und geprüft, redaktionell weiterverarbeitet und tageskritisch kommentiert.

⁶⁸ Vgl. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 121

⁶⁹ Blöbaum, Bernd: Journalismus als soziales System. Geschichte, Ausdifferenzierung und Verselbständigung. Opladen: 1994, S. 272

⁷⁰ Vgl. z.B.: Requate, Jörg: Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich. Göttingen: 1995 und Enkemann, Jürgen: Journalismus und Literatur. Zum Verhältnis von Zeitungswesen, Literatur und Entwicklung bürgerlicher Öffentlichkeit in England im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen: 1983

⁷¹ Vgl. Pürer, Heinz u. Johannes Raabe: Zur Berufsgeschichte des Journalismus. – In: Neverla, Irene [u.a.] (Hg.): Grundlagentexte zur Journalistik. Konstanz: 2002, S. 408-416

⁷² Wilke, Jürgen: Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Wien, Köln, Weimar: 2000, S. 292

Obwohl dies wie erwähnt erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts passierte, waren sich die journalistischen Akteure im ausgehenden 18. Jahrhundert ihrer wichtigen Kritik- und Kontrollfunktion hinsichtlich der öffentlichen Meinung bewusst. Das stärkte ihr Selbstvertrauen und beförderte letzten Endes ihre Emanzipation.

Das neue Selbstbewusstsein schlug sich auch in theoretischen Überlegungen über und konkreten Forderungen an die eigene Zunft nieder. Geradezu avantgardistische Journalismuskonzepte wurden ausgearbeitet, die gezielt das gesellschaftliche Projekt der Aufklärung vorantreiben sollten – und rückblickend betrachtet der Sozialreportage bezüglich Verfahren und Zielsetzung verblüffend vieles vorwegnahmen. Exemplarisch soll dies an Karl Philipp Moritzens *Ideal einer vollkommenen Zeitung* veranschaulicht werden.

5.2 Die *vollkommene Zeitung* als Erzieherin und Kontrollorgan

Matthias Stangl nennt Karl Philipp Moritz (1756-1793) „einen der ersten Theoretiker auf dem Gebiet der journalistischen Arbeit“⁷³. 1784 brachte dieser beim Verleger Christian Friedrich Voß eine 16-seitige Broschüre heraus, in der er seine Vorstellungen vom Idealtyp einer Zeitung formulierte, die „das beste Vehikel sei, wodurch nützliche Wahrheiten unter das Volk gebracht werden könnten“⁷⁴. Moritzens im Umfang bescheidene Abhandlung ist nichts weniger als ein gewichtiges Bekenntnis zu einem kämpferischen, kritischen und erzieherischen Journalismus:

„Sie [die Zeitung] ist der Mund, wodurch zu dem Volke gepredigt, und die Stimme der Wahrheit, sowohl in die Paläste der Großen als in die Hütten der Niedrigen dringen kann. Sie könnte das Tribunal sein, wo Tugend und Laster unparteiisch geprüft, edle Handlungen der Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit gepriesen, und Unterdrückung, Bosheit,

⁷³ Stangl, Matthias: Armut im Journalismus, a.a.O., S. 48

⁷⁴ Moritz, Karl Philipp: *Ideal einer vollkommenen Zeitung*, 1784. – In: http://www.bbaw.de/forschung/moritz/forum/Ideal_vz.html (Website der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, 25. Oktober 2008) [Die Zitate wurden an die gegenwärtig gebräuchliche Orthographie angepasst.]

Ungerechtigkeit, Weichlichkeit und Üppigkeit mit Verachtung gebrandmarkt würden.“⁷⁵

Der Verfasser forderte ein politisches und moralisches Kontrollorgan, das unparteiisch prüfen und alle Menschen gleichermaßen erreichen sollte. Dieses „Volksblatt“ sollte die Rechtssprechung und das Erziehungssystem kritisch beäugen, den Leser auf Vorurteile und religiöse Schwärmereien hinweisen, seinen Blick für das Gute schärfen und ihn von der dummen Verehrung von Titeln und Ordensbändern, fürstlichem Stolz und fürstlichen Torheiten abhalten. Darüber hinaus ging es Moritz auch um die Schaffung eines Leitmediums in wissenschaftlichen, künstlerischen und ästhetischen Belangen. Fortschritte in der Forschung sollten verständlich erklärt, Urteile über die zeitgenössische Architektur, Musik, Malerei oder Schauspielerei nach nachvollziehbaren Kriterien Orientierung bieten und so den Geschmack des Publikums positiv beeinflussen.

Was Moritzens Ausführungen über die Beschaffenheit einer *vollkommenen Zeitung* im Hinblick auf die Sozialreportage jedoch besonders interessant macht, sind die darin enthaltenen Anweisungen an die Redakteure zur Art der Recherche und Auswahl der Schauplätze. Wer demnach an einem solchen Blatt mitwirken will, müsse mit eigenen Augen beobachten, „und wo er das nicht kann, muss er sich an Männer halten, die eigentlich unter das Volk, und in die verborgensten Winkel kommen, wo das Edelste und Vortrefflichste sowohl, als das Hässlichste und Verabscheuungswürdigste, sehr oft versteckt zu sein pflegt“⁷⁶ Er müsse weiters mit Personen aus verschiedenen sozialen Schichten Kontakt aufnehmen und sich selbst unter das Volk mischen, um seine Gesinnungen in Erfahrung zu bringen und seine Sprache zu lernen. Was Moritz hier formulierte, beinhaltet grundlegende Verfahrenstechniken der späteren Sozialreportage: die Forderung nach Autopsie, nach unmittelbarer oder – durch Kontaktpersonen – mittelbarer Zeugenschaft des Journalisten. Bedeutsamer noch ist der angestrebte Fokus auf einen Teil der Wirklichkeit,

⁷⁵ Moritz, Karl Philipp: Ideal einer vollkommenen Zeitung, 1784, a.a.O.

⁷⁶ Moritz, Karl Philipp: Ideal einer vollkommenen Zeitung, 1784, a.a.O.

die bisher in der publizistischen Öffentlichkeit weitgehend ausgeblendet wurde:

„Aber auch das Elend und die Armut in den verborgenen Winkeln muss aufgedeckt, und nicht aus einer falschen Empfindsamkeit vor unserm Blick in Dunkel gehüllt werden. Das Elend, wenns einmal da ist, muss unter uns zur Sprache kommen, und auf Mittel gedacht werden, wie man demselben abhelfen kann!“⁷⁷

Was Moritz 1784 zu Papier brachte, liest sich rückblickend wie ein knapper Abriss über die wesentliche Funktion der Sozialreportage, wie sie sich erst über 100 Jahre später etablieren sollte: Soziale Missstände sollten aufgezeigt und in der Öffentlichkeit thematisiert werden, um schließlich Wege zu ersinnen, die den gesellschaftlichen Unzulänglichkeiten Abhilfe verschaffen. Dagmar Lorenz konstatiert zurecht, Moritzens Aufsatz könne als „verblüffend modernes Arbeitsprofil eines investigativen Journalismus“⁷⁸ gelten.

Moritzens Blick auf die Unterprivilegierten, sein sozialkritischer Impetus, seine Forderung nach autoptischer Beweisführung und seine Auffassung bezüglich des Journalisten als ein aktiv handelndes Subjekt mit Verantwortung und gesellschaftlichem Veränderungspotential griffen der Programmatik der Sozialreportage in vielen Bereichen weit vor – auch wenn eine (vor-) wissenschaftliche Methodik zur Wirklichkeitserkundung hier ausgespart wurde. Gerade weil Moritz seiner Zeit weit voraus war, blieb die von ihm angedachte *vollkommene Zeitung* denn auch nur ein Ideal, eine Utopie. Doch obwohl sie in der gewünschten Form nie verwirklicht wurde, sind manche Ideen der Moritz’schen Journalismuskonzeption nach wie vor aktuell.

5.3 Elend und Metropole

Moritz wollte sein visionäres Zeitungskonzept in der Großstadt als Hauptschauplatz der Aufklärung umgesetzt wissen. Hier glaubte er nicht nur eine breite Leserschaft zu finden, sondern gleichzeitig aus einem geradezu

⁷⁷ Moritz, Karl Philipp: Ideal einer vollkommenen Zeitung, 1784, a.a.O.

⁷⁸ Lorenz, Dagmar: Journalismus, a.a.O., S. 29

universellen Themenfundus schöpfen zu können. Prunk und Tristesse, Berufsalltag und nächtliches Treiben, Intellektuelle und Proletariat bildeten die scharfen Gegensätze in Städten wie London, Paris und später Wien. Ihre Bewohner setzten sich aus einer Fülle unterschiedlicher Charaktere zusammen, die ein breitgefächertes Figureninventar für Journalisten und Literaten abgaben.

Um diese jedoch angesichts des neuen Lebensgefühls, der veränderten Erfahrung von Raum und Zeit, des turbulenten Nebeneinanders, entsprechend erfassen und präsentieren zu können, brauchte es neue Strategien und Formen der Beobachtung urbaner Wirklichkeit:

„Das schnellere Lebenstempo der Großstadt fordert eine zum Sekundenstil tendierende Kunst der Simultaneität und des Kaleidoskops; die Vielfalt und scheinbar völlige Unübersichtlichkeit der Großstadt kann als höchst lebendiges mosaikartiges Straßenbild oder im 'Panoramablick' gefasst werden.“⁷⁹

Eine wesentliche Rolle spielte in diesem Zusammenhang der kulturhistorisch verankerte Typus des Flaneurs bzw. die Methode des Flanierens. In ihrer speziellen Form der Beobachtung und Beschreibung der Großstadt des 18. und 19. Jahrhunderts spiegelte sich diese Art der „panoramatischen Wahrnehmung“ wider.⁸⁰ Angehörige des Bürgertums, meist Künstler und Intellektuelle, machten sich in Streifzügen auf die Suche nach dem Stadterlebnis und schrieben dieses in sogenannten Skizzen, die auch als Gemälde oder Bilder bezeichnet wurden, nieder. Diese unsystematisch arrangierten Prosaminiaturen schienen mit ihrem Charakter der spontanen, beiläufigen, ausschnitthaften Notiz eine dem Tempo und der Vielseitigkeit des Großstadtlebens entsprechende Textsorte zu sein.

Mit der mondänen Metropole wurden – im Zusammenhang mit der durch die Aufklärung debattierte „soziale Frage“ – auch die urbane Anonymität, die

⁷⁹ Bodi, Leslie: Tauwetter in Wien. Zur Prosa der österreichischen Aufklärung 1781-1795. Frankfurt/Main: 1977, S. 71

⁸⁰ Vgl. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 357-362

soziale Not oder die teils katastrophalen Wohnverhältnisse Thema der öffentlichen Auseinandersetzung, wobei diese zwar Gegenstand des Flanierens waren, in der Regel allerdings aus einer Perspektive der sozialen Distanz vermittelt wurden. Eckhardt Köhn weist denn auch darauf hin, dass der urbane Spaziergänger als Flaneur vom moralisch urteilenden Inspekteur der Metropole, dem kein Missstand verborgen bleibt, zum präzise registrierenden Beobachter wurde.⁸¹ Die Sujets der Flaneure waren Cafés und Herbergen, Straßen und Hinterhöfe, Passagen und Gefängnisse. Die plastische Beschreibung des jeweiligen Ereignisses wurde um informative Hintergründe ergänzt, die sich für das Verständnis der Szenerie als unabdingbar herausstellten.

Geburtsstadt und Zentrum der Flanerie war Paris. Demnach gilt der Franzose Louis-Sebastian Mercier (1740-1814) als einer ihrer Pioniere. Sein *Tableau de Paris* sorgten für Furore und zahlreiche Nachahmungen in ganz Europa.⁸²

5.3.1 Louis-Sebastian Mercier – *Tableau de Paris*

Mercier veröffentlichte seine *Pariser Nahaufnahmen* – so der Titel der neu herausgegebenen deutschsprachigen Ausgabe – ab 1775 im *Journal des Dames*, dessen Führung er im selben Jahr übernommen hatte. 1781 erschienen sie erstmals in Buchform, bis 1788 entstanden insgesamt zwölf solcher Bände. Diese Publikationen markierten gleichzeitig einen Paradigmenwechsel in der Stadtbeschreibung. Nicht mehr Fremde, Außenstehende sollten – wie er selbst im Vorwort schreibt – die Adressaten Merciers sein, sondern den vermeintlich ortskundigen Parisern selbst sollten Szenen des Alltags vor Augen geführt werden, die sie „aus lauter Gewohnheit fast nicht mehr wahrnehmen. Denn was wir tagtäglich zu Gesicht bekommen, ist uns darum noch nicht am vertrautesten.“⁸³ Da das Wesen der Flanerie allein mit der Methode der Vor-Ort-Recherche operieren kann, findet sich

⁸¹ Vgl. Köhn, Eckhardt: Straßenrausch. Flanerie und kleine Form. Versuch zur Literaturgeschichte des Flaneurs von 1830 bis 1933. Berlin: 1989, S. 36.

⁸² Vgl. Karner, Markus: Die Entstehung des Journalismus aus dem Geiste der Metropolenbildung. Wien und London im 18. und 19. Jahrhundert. Wien: 2005, S. 8

⁸³ Mercier, Louis-Sebastian: Pariser Nahaufnahmen. Tableau de Paris. Ausgewählt, übersetzt u. mit einem Nachwort versehen v. Wolfgang Tschöke. Frankfurt/Main: 2000, S. 5

somit keine Beschreibung bei Mercier, die er nicht selbst gesehen und gleichsam in hör-, riech- und sichtbarer Manier für den Leser aufbereitet hätte.

Nicht nur in der Art der Recherche, sondern auch was die Auswahl der Topoi betrifft, finden sich bei Mercier Vorgriffe auf die Sozialreportage. Seine Ausflüge führten ihn nämlich auch in die untersten Milieus, in die schmutzigen Winkel der Metropole abseits der Salons und Boulevards der Privilegierten. Der Autor blieb in der Beschreibung stets sachlich, gab sich keinesfalls einer sozialromantischen Schwärmerei hin oder beobachtete mit verklärtem Blick, sondern verband seinen sozialreformerischen Ansatz stets mit dem Anspruch auf wahrheitsgemäße Berichterstattung:

„Wenn ich nach allen Seiten auf der Suche nach Motiven für meinen Stift innerhalb der Mauern der Hauptstadt viel häufiger abstoßendes Elend sah als ehrbare Wohlhabenheit, und Kummer und drückende Sorgen häufiger als Freude und Frohsinn [...], so lege man die vorherrschende düstere Farbe in meiner Schilderung nicht mir zu Last: ich musste mit dem Malpinsel wahrheitsgetreu bleiben. Vielleicht weckt es den Genius und Eifer der modernen Sachwalter und das hochherzige Mitgefühl einiger großmütiger und tatkräftiger Seelen.“⁸⁴

Als unermüdlicher Spaziergänger erforschte er nicht nur die Beamtenschaft, Regierung und Hof, sondern auch Märkte, Krankenhäuser, Friedhöfe, die Kanalisation, das Leben auf der Straße, Prostituierte, Säufer und Vorstadtbewohner – zum Zwecke, Skandale und „soziale Sensationen“ (wie dies später Max Winter nennen sollte) aufzudecken. Mercier war dabei einer der ersten, „der diese scharfe Waffe bewusst parteilich handhabte, sie systematisch und erfolgreich dazu einsetzte, eine überholte Gesellschaftsordnung sturmreif zu schießen und so zu ihrem Sturze beizutragen.“⁸⁵

⁸⁴ Mercier, Louis-Sebastian: Pariser Nahaufnahmen, a.a.O., S. 10

⁸⁵ Villain, Jean: Der Fußgänger von Paris. – In: Mercier, Louis-Sebastian: Mein Bild von Paris. Frankfurt/Main: 1979, S. 384

In der Miniatur *Scheußliche Speisen* – um ein Beispiel anzuführen – schreibt Mercier von oft schon verdorbenen Lebensmitteln, die sogar von den Küchenjungen verschmäht und von schlitzohrigen Händlern zu überhöhten Preisen an die Ärmsten der Stadt verkauft werden. Verhökert werden nicht nur verschimmelte Küchenreste, sondern auch in Schmieröl statt in Butter oder Schmalz gebackene Krapfen oder Brot, das mit Gips gestreckt wurde. Mit dem Zur-Sprache-Bringen dieser üblen Zustände übt Mercier gleichzeitig Kritik an der Dekadenz der Reichen, indem er von den – seiner Meinung nach – verschwenderischen Tafeln der Stadtpalais erzählt, „an [denen] fünf oder sechs Epikureer Platz nehmen, die geschmäcklerisch von zwanzig Gerichten kosten und nicht einen Gedanken daran verschwenden, ob es Menschen gibt, denen es am Nötigsten mangelt aufgrund der hohen Preise für Lebensmittel, die gestiegen sind, weil die Reichen alles für sich beanspruchen.“⁸⁶ Der Autor wendet hier ein Stilmittel an, in dem auch Sozialreporter immer wieder ein geeignetes Mittel zum Zweck ihrer Arbeit sahen: die Technik des harten Schnitts. Indem Lebensausschnitte der Reichen einerseits, der Armen andererseits unmittelbar aufeinanderfolgend geschildert und somit einigermaßen scharf kontrastiert werden, sollen soziale Unzulänglichkeiten besonders eindringlich vor Augen geführt werden – ohne jedoch an Glaubwürdigkeit zu verlieren: „[D]er Authentizität [...] ordnen sich seine literarischen und formalen Mittel unter.“⁸⁷

Obwohl Flaneure noch keineswegs nach einem methodisierten Rechercheplan vorgehen, sondern sich als Spaziergänger von zufälligen Eindrücken inspirieren ließen, finden sich stellenweise Ergebnisse erster empirischer Studien, mit denen angeprangerte Missstände unterstrichen werden sollten. In einem seiner Tableaus widmet sich Mercier den miserablen Zuständen in den Hospizen für Findelkinder, die er anhand konkreter Zahlen belegt und sogleich seine Quelle nennt: „In der Normandie wurde nach einem zehn Jahre laufenden Versuch errechnet, dass von 108 Kindern 104 starben.

⁸⁶ Mercier, Louis-Sebastian: *Pariser Nahaufnahmen*, a.a.O., S. 121

⁸⁷ Tschöke, Wolfgang: Nachwort. – In: Mercier, Louis-Sebastian: *Pariser Nahaufnahmen. Tableau de Paris*. Ausgewählt, übersetzt u. mit einem Nachwort versehen v. Wolfgang Tschöke. Frankfurt/Main: 2000, S. 339-352, S. 351

Nachzulesen ist das in der *Gazette des Deux Ponts* vom 9. April 1771.⁸⁸ Trotzdem hier von einer „furchtbaren Kindesaussetzung“ die Rede ist, sucht der Autor die Schuld nicht etwa bei den vermeintlich herzlosen Eltern, sondern führt ihr Handeln auf die sozialpolitischen Rahmenbedingungen zurück: „Und wie sollte die Wöchnerin an den Unterhalt der Kinder denken, wenn sie selbst im Elend ist und von ihrem Bett aus nur auf nackte Wände sieht.“⁸⁹

Anders als später die Sozialreporter blieb Mercier allerdings ein distanzierter Beobachter. Seine Nahaufnahmen fokussierten zwar auch auf bisher vernachlässigte Winkel der urbanen Wirklichkeit, blieben aber allgemein. Anstatt von einzelnen Menschen, ihren individuellen Schicksalen und Lebensumständen zu erfahren – wie sie in der Sozialreportage als symptomatisch für gesamtgesellschaftliche Gegebenheiten hervorgestrichen werden –, ist im *Tableau de Paris* stets nur von bestimmten Gruppen die Rede. Die Kinder, die Straßendirnen, die Betrunkenen, die Haushälterinnen oder die Kapitalisten waren die unpersonifizierten Untersuchungsgegenstände bei Mercier.

Nicht selten aber – und hier findet sich wieder eine Gemeinsamkeit mit der Sozialreportage – richtete der Pionier unter den Pariser Flaneuren seine Vorwürfe an bestimmte Vertreter der Obrigkeit, die er für die jeweiligen Ungerechtigkeiten verantwortlich machte. Im Kapitel *Straßendirnen* etwa prangert er – „trotz der Verachtung, die einem diese Spezies einflößt“ – deren allwöchentlich vorgenommene nächtliche Verhaftungen an. Diese müssten einem politischen Beobachter missfallen, allein wegen des begangenen Hausfriedensbruches, wegen der üblen Behandlung und wegen der womöglich daraus entstehenden Misslichkeiten für die Betroffenen im Falle einer Schwangerschaft. Ungewöhnlich scharf verurteilt Mercier das Vorgehen der Exekutive und kommt endlich zum bitteren Schluss: „O ja, es gibt

⁸⁸ Mercier, Louis-Sebastian: Pariser Nahaufnahmen, a.a.O., S. 233

⁸⁹ Mercier, Louis-Sebastian: Pariser Nahaufnahmen, a.a.O., S. 234

Kreaturen, die noch unter diesen verrufenen Frauen stehen, und diese Kreaturen sind gewisse *Polizisten*.“⁹⁰

Da Mercier ohne Rücksicht auf die Empfindlichkeiten der politischen Verwaltung seine Beanstandungen zu Papier brachte, wundert es nicht, dass er seine ersten *Tableau de Paris*-Bände bei einem Verleger in der Schweiz herausbrachte. Dorthin hatte er sich ins Exil geflüchtet, um der drohenden Verhaftung durch den immer unruhiger gewordenen Polizeiapparat der Monarchie, der sehr gereizt auf die kritischen Inhalte seiner Beiträge reagierte, zu entgehen. Erst im Jahr 1786 kehrte er als nunmehrige Berühmtheit wieder zurück nach Paris.⁹¹ Von 1799 bis 1800 erschienen unter dem Titel *Le Paris nouveau* mehrere Fortsetzungsbände der Nahaufnahmen, die aber bei weitem keinen derartigen Erfolg verzeichnen konnten, zumal Merciers literarischer Ruhm mehr und mehr verblasste. Mit seiner sozialreformerisch motivierten, thematischen Hinwendung zu den Unterschichten der Großstadt, seinem Anspruch auf Wahrhaftigkeit durch die Methode der Vor-Ort-Recherche und seiner entsprechenden literarisch-journalistischen Umsetzung hat Merciers Werk als einer der Wegbereiter der Sozialreportage jedoch nach wie vor große Bedeutung. Es scheint nur schlüssig, wenn Jean Villain konstatiert: „Mit einem Wort, Mercier war der Begründer eines neuen Genres: der voll und ganz dem Authentischen, Nachprüfaren verpflichteten sozialkritischem literarischen Reportage!“⁹²

5.3.2 Johann Pezzl – Skizze von Wien

Merciers *Tableau de Paris* feierte in vielen Städten Europas großen Erfolg und wurde bald ins Englische, Italienische, Niederländische und auch ins Deutsche übersetzt. Zugleich versuchten eine Reihe von Epigonen, ihre jeweilige Metropole ebenso facettenreich und eindringlich zu beschreiben. Auch die Großstadt Wien wurde ausgekundschaftet, wobei laut Leslie Bodi das „weitaus beste Werk“ aus dieser Art von Schriften Johann Pezzls *Skizze von Wien* ist, da es dem Autor gelinge, „die ganze Problematik des sich

⁹⁰ Mercier, Louis-Sebastian: *Pariser Nahaufnahmen*, a.a.O., S. 259

⁹¹ Vgl. Tschöke, Wolfgang: *Nachwort*, a.a.O., S. 345

⁹² Villain, Jean: *Der Fußgänger von Paris*, a.a.O., S. 384

entfaltenden modernen Großstadtlebens in einem essayistischen Stil darzustellen, in dem faktische Information und impressionistische Skizze zu einer lebendigen Synthese“⁹³ verschmelzen. Hannes Haas bezeichnet sie gar als „Lehrstück für exakte Recherche und virtuose Reportage“⁹⁴.

Die *Skizze von Wien* erschien zwischen 1786 und 1790 in sechs Einzelheften und umfasste insgesamt 169 Kapitel. Sie wurden einige Jahre später in zwei Bücher zusammengefasst und erfuhren schließlich 1923 die bisher letzte Neuauflage. Anton Schlossar, einer ihrer beiden Herausgeber, begründete den Nachdruck der Pezzl'schen Skizzen mit ihrem nach wie vor „hohen Wert“, indem sie „ohne Fehler und Schwächen zu beschönigen, den wahren Charakter des josefinischen [sic!] Wien“ herausarbeiteten und „oft im heiteren Lichte des Humors, stets aber mit ernstgemeinter Bedeutung, neben dem Bilde des Äußeren namentlich auch Zeichnungen von dem pulsierenden Leben und einzelnen Volkstypen der Stadt“ lieferten.⁹⁵

Pezzls Panorama der Donaumetropole ließ tatsächlich kaum einen Aspekt unberücksichtigt. Beinahe sämtliche ökonomischen, sozialen und kulturellen Seiten des Wiener Lebens wurden eingefangen. Die verschiedensten Gesellschaftsmilieus fanden ebenso Eingang wie die Beschreibung von Bauten, Institutionen und Sehenswürdigkeiten sowie Analysen der Reformpolitik von Joseph II. Der Autor verortete Lage, Klima, Physiognomie und Bevölkerung der Stadt, beschrieb den Tagesablauf der Stadt und ausgewählte Feste, wagte Annäherungen an die Moral, den „Politischen Charakter“, „Moden“ oder die „Volkslaune“. Liebe und die „Freiheit im Reden“ gehörten ebenso zu seinen Topoi wie Begräbnisse und die Spielsucht. Er erstellte Typographien vom hohen Adel über Polizei und Geistlichkeit bis hin zu Kammerjungfern und Gassenkehrern. Er thematisierte das Zeitungswesen, den Buchhandel, die Medizin, Bildungsstätten, den Handel,

⁹³ Bodi, Leslie: *Tauwetter in Wien*, a.a.O., S. 224

⁹⁴ Haas, Hannes: *Empirischer Journalismus*, a.a.O., S. 135

⁹⁵ Schlossar, Anton: *Zur Einführung. Johann Pezzls Leben und Werk*. – In: Pezzl, Johann: *Skizze von Wien. Ein Kultur- und Sittenbild aus der josefinischen Zeit*, hrsg. v. Gustav Gugitz u. Anton Schlossar. Graz: 1923, S. V-XVI, S. XIII f

Gesetze und Natur.⁹⁶ Dabei gab sich Pezzl als genauer Kenner der Literaturgeschichte zu erkennen, indem er seine Beobachtungen durchwegs mit zahlreichen Zitaten von Heraklit über Shakespeare bis zu Voltaire spickte.

Grundsätzlich deklariert sich Pezzl als Anhänger der Großstadt, wenngleich er einräumt:

„Dieses anziehende Bild hat aber auch seine Schattenseite. Ausschweifungen, Ränke, Betrugereien, Heuchelei und Verdorbenheit, gehen dicht an der Seite der Weisheit, der Großmuth, der Bonhomie, und der Rechtschaffenheit.“⁹⁷

Programmatisch war die *Skizze an Merciers Tableau*, das an manchen Stellen auch zitiert wird, angelehnt. Pezzl gelang es allerdings, seine Technik der Stadtanalyse gegenüber seinem französischen Vorbild noch zu erweitern und zu verfeinern. Bezeichnend für seine Arbeiten ist das Streben nach faktischer Präzision, die er durch die Anwendung systematischer (vor-)wissenschaftlicher Methoden zu erreichen suchte. Für seine Recherchen führte er Interviews, verwendete statistisches Material oder erhob Daten im Alleingang, wenn ihm dies als notwendig erschien – ein Vorgehen, das stark an das Journalismuskonzept des Pioniers der österreichischen Sozialreportage, Max Winter, erinnert (siehe Kapitel 8.3).

Im Kapitel *Holzverbrauch* etwa geht es um die Vorzüge von Holz, das damals als einziger Brennstoff in Wien verwendet wurde, gegenüber anderen Brennstoffen, wie sie bereits in mehreren Gegenden Europas für Wärme sorgten – jedoch mit erheblichen Nachteilen. So sei London ganzjährig in Kohlendampf gehüllt, in Holland und der Schweiz setze der Torfrauch den Häusern wie ihren Bewohnern ordentlich zu. Doch die Not habe den Griff zu derlei Heizmaterialien nötig gemacht, was Wien hoffentlich noch lange erspart bleibe. Pezzl weist jedoch darauf hin, dass auch hier die Lage schwieriger

⁹⁶ Für eine inhaltliche Zusammenfassung vgl. Karner, Markus: Die Entstehung des Journalismus aus dem Geiste der Metropolenbildung, a.a.O., S. 25-40

⁹⁷ Pezzl zit. n. Karner, Markus: Die Entstehung des Journalismus aus dem Geiste der Metropolenbildung, a.a.O., S. 28

werde und führt zu diesem Zwecke allerlei Zahlen ins Treffen. Demnach belaufe sich in Wien der jährliche Verbrauch an Brennholzverbrauch auf 300.000 Klafter, wovon 80.000 sogenannte Holzschwemmer und 30.000 der Bischof aus Passau liefern. Der Rest komme aus Bayern und Schwaben sowie aus Besitztümern des Kaisers, von Bauern oder aufgelassenen Klöstern. Um den hohen Verbrauch nachvollziehbar zu machen, geht Pezzl weiter ins Detail: „In einem einzigen großen Fürstenhause wurden vom Mai 1784 bis zum Mai 1785 volle 650 Klafter verbrannt; es waren in den kalten Monaten täglich gegen 100 Öfen zu heizen.“⁹⁸ Allerdings werde Holz durch die Aufhebung des gesetzlich festgelegten Preises zugunsten des freien Marktes immer teurer und koste mit 5 fl. [fl. = Abkürzung für Gulden] bis 8 fl. 30 kr. [kr. = Abkürzung für Kronen] im Jänner 1787 das Zehnfache wie vor 100 Jahren.

Unter der Überschrift *Konsumtion* wiederum führt Pezzl eine akribische Auflistung jener Mengen an Lebensmitteln an, die innerhalb von 1875 und 1876 in der Residenzstadt verzehrt wurden. Die Maßeinheiten der tabellarischen Angaben variieren zwischen Stück (Tiere), Eimern (Wein, Bier), Zentnern (Mehl, Grieß) oder Metzen (Getreide, Hülsenfrüchte). Der anschließende Jahresvergleich führt zum Ergebnis, dass es in fast allen Bereichen zu einem Mehrbedarf kam, was den Autor zu demographischen Schlussfolgerungen veranlasst:

„Die Verzehung des Jahres 1786 war also um ein beträchtliches stärker als die Verzehung des vorigen Jahres. Selbst die zwei verminderten Artikel der Kälber und Schweine werden durch die Zahl der Ochsen, Schafe und Lämmer ersetzt. Die Bevölkerung muss also im Steigen sein.“⁹⁹

Diese Stelle ist gleichzeitig exemplarisch für Pezzls oftmals ironischen Unterton. So gesteht er, mit dem rückläufigen Genuss des Weines in „Verlegenheit“ zu sein: „Dass die Wiener im Jahre 1786 um 94.015 Eimer

⁹⁸ Pezzl, Johann: Skizze von Wien. Ein Kultur- und Sittenbild aus der josefinischen Zeit, hrsg. v. Gustav Gugitz u. Anton Schlossar. Graz: 1923, S. 352

⁹⁹ Pezzl, Johann: Skizze von Wien, a.a.O., S. 350f.

weniger sollen getrunken haben als im vorhergehenden Jahre, kann ich nimmermehr glauben.“¹⁰⁰

Diese Verkettung von scheinbar Nebensächlichem illustriert das Ziel des Anhängers der Aufklärung, ein getreues Bild seiner Stadt zu zeichnen. Und sie steht zugleich beispielhaft für die damalige Einzigartigkeit des Zugriffs auf soziale Realität: Im Kapitel *Lebensbedürfnisse* beschäftigt sich Pezzl mit der Aufstellung eines durchschnittlichen Haushaltsbudgets. Mit einer jährlichen Summe von 500 bis 550 Gulden, so seine Rechnung, lasse es sich in Wien ziemlich bequem leben, sofern man keine Familie habe, in keinem öffentlichen Amt stehe oder keine Liebschaft unterhalte. Die Kosten teilen sich dabei wie folgt auf:

„Wohnung	60 fl.
Holz und Licht	24 „
Winterkleid	40 „
Sommerkleid	30 „
Visitenkleid	60 „
Kleine Kleidung	30 „
Wäsche	10 „
Tisch	180 „
Bedienung, Friseur usw.	<u>30 „</u>
Summe	464 fl.“ ¹⁰¹

Diese müsse man noch durch Ausgaben für „Spektakel, Luftgesellschaften und geheime Vergnügungen“ ergänzen.

Wie in anderen zeitgenössischen Stadtbeschreibungen spielt bei Pezzl die Wohnsituation als wiederkehrender Topos eine zentrale Rolle, wobei die Darstellungen vom Überblickhaften bis zu kuriosen Einzelfällen reichen, jedenfalls aber immer sinnbildlich für die gesellschaftliche Hierarchie stehen: „Wie fünfzig Jahre später Johann Nepomuk Nestroy in seinem berühmten Theaterstück 'Zu ebener Erde und erster Stock', zeigt Pezzl die sozialen Unterschiede anhand der Wohnverhältnisse auf, indem er ein typisches

¹⁰⁰ Pezzl, Johann: Skizze von Wien, a.a.O., S. 351

¹⁰¹ Pezzl, Johann: Skizze von Wien, a.a.O., S. 344f.

Wiener Wohnhaus vom Keller bis zum Dach begeht.“¹⁰² Der zu ebener Erde liegende Teil eines Hauses, so heißt es im Kapitel *Wohnungen und Mietzimmer*, sei beinahe gänzlich unbewohnt, sondern diene für Stallungen, Werkstätten, Zechstuben, Magazine, Apotheken usw. Bezogen sei erst der erste Stock, wo es zwar bequem aufgrund der wenigen Stufen scheine, der aber trotzdem nicht für den besten Teil des Hauses gehalten werden könne, da die Räume wegen der darunter liegenden Gewölbe schwer zu heizen und die Luft vom Staub der Straßen und von Ausdünstungen der Ställe und Kloaken schlecht sei. Das zweite Stockwerk sei demnach das bequemste und deshalb auch teuerste, dann werden die Mieten wieder umso geringer, je höher es geht. Schließlich müssten ständig benötigte Dinge wie Wasser oder Holz tagtäglich über zahlreiche Stufen geschleppt werden:

„In den höchsten Regionen der Stadt, in den Dachstuben und unter den Dachböden, nisten die ärmeren Gattungen der Schneider, Kopisten, Notenschreiber, [...]. Viele Dachböden wimmeln oft von ganzen Herden von Kindern, die durch ihre Zahl und ihre unaufhörlichen Bedürfnisse den armen Vater oft ebenso sehr ängstigen, als es den unten im prächtigen zweiten Stockwerk wohnenden reichen und vornehmen Mann ängstigt, seiner Familie nicht einen einzigen Erben verschaffen zu können.“¹⁰³

Auch hier findet sich im Übrigen wieder der harte Schnitt zwischen Arm und Reich, der als zynischer Kommentar zu den sozialen Unverhältnismäßigkeiten verstanden werden darf.

An anderer Stelle berichtet Pezzl vom hiesigen Mangel an Wohnungseinheiten. Deshalb seien in Wien in einem Haus ungleich mehr Menschen untergebracht, was den Hausbesitzern wiederum saftige Erträge einbringe. In London gebe es „der Sage nach“ 120.000 Häuser, in Paris 50.000, in Amsterdam 26.000, in Berlin 10.000, in Wien jedoch nur 5.500. So zähle man in London auf ein Haus neun Personen, in Paris 20, in Amsterdam

¹⁰² Karner, Markus: Die Entstehung des Journalismus aus dem Geiste der Metropolenbildung, a.a.O., S. 33

¹⁰³ Pezzl, Johann: Skizze von Wien, a.a.O., S. 67f

acht, in Berlin 15, in Wien aber 47.¹⁰⁴ Konkret weiß er von einem Gebäude in Wieden, dem sogenannten Starhembergschen Freihaus, zu erzählen, in dem trotz seiner unscheinbar wirkenden Front wenigstens 3.000 Menschen untergebracht seien und das enorme Zinseinnahmen verzeichne: „Gegenwärtig trägt dieses Haus seinem Besitzer jährlich 15.000 fl. ein, folglich ist es immer so viel wert, als manche Grafschaft des H[eiligen] R[ömischen] Reichs.“¹⁰⁵ Deshalb würden auch viele aufgelassene Klöster von deren Käufer in Wohnhäuser umgewandelt werden. „Es ist ein bekanntes Axiom, dass derjenige ein reicher Mann ist, welcher in der Stadt Wien ein schuldenfreies Haus besitzt.“¹⁰⁶

Pezzl war einer der ersten Chronisten, der im Zuge seiner Stadterkundung nicht nur in die verschiedenen sozialen Schichten vordrang, sondern seine Beobachtungen mit Faktentreue stützte, sie mit offiziellem oder selbst erhobenem Datenmaterial ergänzte beziehungsweise verglich, von Einzelfällen auf Allgemeines schloss und so zu einem facettenreichen urbanen Kaleidoskop zusammenfügte. Die *Skizze von Wien* kann somit für ein frühes, wenn auch noch unausgegorenes Beispiel für jenes Programm gelten, das die Sozialreportage schließlich zur Meisterschaft brachte: In Verbindung von fundierter Recherche, quantitativer und qualitativer Methoden sowie literarischer Qualität „durchaus auf der Höhe der zeitgenössischen Weltliteratur“¹⁰⁷ verknüpfte Pezzl journalistische, wissenschaftliche und literarische Vorgangsweisen und schuf so ein vielschichtiges und authentisches Abbild sozialer Wirklichkeit im josephinischen Wien.

5.4 Sozialkritische Reiseberichte im deutschen Jakobinismus

Einfluss auf die Entstehung der Sozialreportage nahmen rund um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert aber nicht nur literarisch-journalistische Introspektionen im Bereich von Großstadt und Metropole, sondern auch jene Reiseliteratur, die überregionale Gefilde und zum Teil ganze Länder in

¹⁰⁴ Vgl. Pezzl, Johann: *Skizze von Wien*, a.a.O., S. 14

¹⁰⁵ Pezzl, Johann: *Skizze von Wien*, a.a.O., S. 63

¹⁰⁶ Pezzl, Johann: *Skizze von Wien*, a.a.O., S. 65

¹⁰⁷ Bodi, Leslie: *Tauwetter in Wien*, a.a.O., S. 225

Augenschein nahm. Wichtige Impulse lieferten etwa Reiseberichte, die im Zuge des Jakobinertums entstanden.

Der deutsche Jakobinismus war keine homogen-organisierte politische Bewegung, sondern im Gegenteil die Summe diffuser Gruppierungen, die durch unterschiedliche Positionen und regionale Verschiedenheiten gekennzeichnet waren. Ihre Vorstellungen reichten „von girondistischen Ideen, aufklärerischen Gedanken, sozialen Utopien bis zu anti-feudalen und radikaldemokratischen sowie liberal-konstitutionellen Auffassungen“¹⁰⁸. Bei aller Differenziertheit¹⁰⁹ lassen sich aber doch wesentliche Gemeinsamkeiten ausmachen: Im Windschatten der sozialpolitischen Umstürze in Frankreich trachteten die Jakobiner in Deutschland, die gerade einmal aus ein paar Hundert Intellektuellen bestanden, danach, die Revolution auch hier herbeizuführen. Sie verdammten die egoistischen Motive und Triebkräfte der Herrschenden und setzten sich vorrangig für die wirtschaftlichen und sozialen Bedürfnisse der mittleren und unteren Schicht ein. Ihr Interesse bestand im Sturz des Privilegiensystems und der Schaffung einer besseren Welt durch Nächstenliebe sowie durch Freiheit und Gerechtigkeit für alle Bevölkerungsteile. Um es vorweg zu nehmen – die Jakobiner erreichten ihre Ziele nicht:

„Es fehlte in Deutschland an jeglichen Voraussetzungen dafür, die den Sturz des Feudalismus in Frankreich möglich gemacht hatten. Das Bürgertum in Deutschland war am Ausgange des 18. Jahrhunderts keine einheitliche gesellschaftliche Gruppe, weder als Klasse noch als Organisation. Es fehlte ein wirtschaftliches Zentrum; es fehlte ein gesamtnationaler Markt. Deutschland war keine einheitliche Nation. Die Deutschen hatten keine Hauptstadt, wie es Paris oder London waren, die zum ideologischen Brennpunkt werden konnte.“¹¹⁰

¹⁰⁸ Reinalter, Helmut: Rebmann und der mitteleuropäische Jakobinismus. – In: Elmar Wadler u. Gerhard Sauder (Hg.): Georg Friedrich Rebmann (1768-1824): Autor, Jakobiner, Richter. Sigmaringen: 1997, S. 83-93, S. 86 (=Schriften der Siebenpfeiffer-Stiftung, Bd. 4)

¹⁰⁹ Vgl.: Grab, Walter: Ein Volk muss seine Freiheit selbst erobern. Zur Geschichte der deutschen Jakobiner. Frankfurt/Main, Wien [u.a.]: 1984

¹¹⁰ Voegt, Hedwig: Vorwort. – In: Rebmann, Georg Friedrich: Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands, hrsg. u. eingeleitet v. Hedwig Voegt. Frankfurt/Main: 1968, S. 9-27, S. 14

Um ihre Ideale und Forderungen entsprechend zu verbreiten, bauten die Jakobiner jedenfalls auf ein breites Netzwerk. Sie bedienten sich Plattformen des öffentlichen Lebens wie Lesegesellschaften, Freimaurerbünde und Geheimgesellschaften sowie des Theaters. Ihre unbestritten wichtigste Waffe war jedoch die Publizistik. Sie wurde zum Träger von Ideologiekritik, Information und Agitation instrumentalisiert, wobei der fiktionalen Dichtung jede Berechtigung aberkannt wurde. Das genuin literarische Prinzip der Plausibilität wurde durch das genuin journalistische Prinzip der Tatsächlichkeit abgelöst. Darüber hinaus stand bei der Gestaltung von derlei Texten Volksverbundenheit im Vordergrund, um auch niedere Stände zu erreichen:

[Es war] die damalige Idee der jakobinischen Führer, ihre Literatur dem Volke durch die Anwendung ihrer eigenen, volkstümlichen Sprache, verständlich zu machen und nahe zu bringen. Die ästhetische Kategorien [sic!] war demgemäß nicht an den heroischen Schönheitsidealen der Weimarer Klassik orientiert, sondern an ihrer unmittelbar politischen Wirkung im Sinne der Revolution.“¹¹¹

Dieses publizistische Konzept sollte dafür sorgen, dass die revolutionären Ideen selbst bis zur Bauernschaft und in die Armenviertel transportiert und in die Köpfe aller Klassen eingepflanzt werden konnten. Gleichzeitig bereite jene Hinwendung zu einem volkstümlichen Literaturverständnis eine Demokratisierung auf dem literarischen Sektor vor, die auch die unteren Schichten zur Produktion von eigenen Texten animierte.¹¹² Im Übrigen waren die intellektuellen Jakobinerführer selten angestammte Literaten bzw. Journalisten. Unter ihnen befanden sich die unterschiedlichsten Vertreter der bürgerlichen Bildungsschicht, die des Lesens und Schreibens kundig waren: Beamte, Sekretäre, Lehrer, Universitätsprofessoren, katholische Priester oder Ärzte.

¹¹¹ Halek, Tatjana-Alexandra: Die Wurzeln des „Modernen Journalismus“ in der Literatur, a.a.O., S. 94f

¹¹² Vgl. Grab, Walter: Ein Volk muss seine Freiheit selbst erobern, a.a.O., S. 55f

Häufige Formen der publizistischen Agitation waren lyrische, satirische oder liturgieähnliche Beiträge in Journalen oder auf Flugblättern. Im Hinblick auf die Genese der Sozialreportage erweist sich innerhalb der jakobinischen Literatur jedoch einmal mehr der Reisebericht als besonders interessant. Verglichen etwa mit politischen Liedern gehörte er zu den eher feineren und subtileren Genres der Jakobiner und war in erster Linie an gebildete Schichten gerichtet. Im Gegensatz zu bereits erwähnten publizistischen Aufklärern wie Mercier oder Pezzl, die die Introspektion der scheinbar vertrauten Metropole zu ihrem Gegenstand machten, führte die jakobinische Reiseliteratur vorerst in ferne Länder. Sie sollte die Umsetzung der sozialpolitischen Forderungen unterstützen: „Erkenntnisgewinnung und -vermittlung [...] zwecks Sensibilisierung für Missstände und deren Beseitigung gehörte zu den Leitprinzipien spätaufklärerischer Reiseliteratur.“¹¹³ Vor allem Georg Forster, Andreas Georg Friedrich Rebmann und Johann Gottfried Seume sollten mit ihren Werken maßgebliche Vorarbeit für die ausdifferenzierten Verfahren der Sozialreportage leisten.

5.4.1 Georg Forster – *Ansichten vom Niederrhein*

Im Falle Georg Forsters (1754-1794) fielen die Anklänge an die spätere Sozialreportage noch eher bescheiden aus, wenngleich vor allem seine *Ansichten vom Niederrhein* nicht unwichtige Impulse für das Genre bereithielten. Sie erzählen von einer 15-wöchigen Reise, die Forster 1790 mit dem jungen Alexander von Humboldt unternommen hatte, und erschienen zwischen 1791 und 1794 in drei Bänden. Bereits in jungen Jahren hatte der nahe Danzig Geborene reichlich Reiseerfahrung gesammelt, indem er als 18-Jähriger bei der zweiten Weltumsegelung von James Cook im Jahre 1772 mit an Bord war und darüber fünf Jahre später seinen Bericht *Voyage Round The World* vorlegte. Dieses Mal führte die Route von Deutschland – wie schon der Untertitel verrät – nach Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich.

¹¹³ Albrecht, Wolfgang: Blicke hinter die Fassade städtischen Lebens. Rebmanns „Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands“. – In: Elmar Wadle u. Gerhard Sauder (Hg.): Georg Friedrich Rebmann (1768-1824): Autor, Jakobiner, Richter. Sigmaringen: 1997, S. 123-132, S. 123 (=Schriften der Siebenpfeiffer-Stiftung, Bd. 4)

Forsters Berichte sind dabei keineswegs Datenprotokolle nach einem methodisierten Leitfaden, an dem sich die Apodemiker orientiert hatten, sondern eine Verschränkung von tatsachenbetonter Beobachtung und persönlicher Weltdeutung, die schon in der Titelgebung angedeutet wird: „Die Bezeichnung ‚Ansichten‘ war bewusst im doppelten Sinn des Wortes gewählt; sie sollte sowohl die Beschreibung der äußeren, sinnlich wahrnehmbaren Erscheinung anzeigen als auch deren Aufarbeitung durch ein subjektives, reflektierendes Bewusstsein signalisieren.“¹¹⁴ Mit einfacheren Worten: „Einmal meint er damit das Bild, das sich seinen Augen bietet, zum andern die persönliche Meinung über das Dargebotene.“¹¹⁵ Die häufig verwendete Briefform unterstreicht die Subjektivität der Berichte noch.

Forster nahm Landschaft und Industrie unter die Lupe, besuchte Kunstgalerien und naturkundliche Sammlungen, informierte sich über Staatseinrichtungen und Sehenswürdigkeiten. Die Augenzeugenschaft ist dabei ein wichtiges Kriterium. Sie wird gegenüber dem Leser mitunter durch detaillierte Beschreibungen des Gesehenen belegt – so beispielsweise der Besuch in einer Nähfadelfabrik bei Aachen. Forster erklärt im Zuge dessen den mechanischen Ablauf der Poliermühle, die von einem Wasserrad angetrieben wird, bis in alle Einzelheiten:

„Von dem Krummzapfen steigt ein senkrechtes Gestänge in die Höhe, welches vermittelt eines Daumens mit einer Horizontalwelle im zweiten Stockwerke des Gebäudes in Verbindung steht und sie, hin- und herschwankend, bewegt. Die Nadeln liegen in Rollen von dickem hänfenem Zwillich eingewickelt, zwischen Schichten von scharfen Kieseln, von der Größe einer Linse, welche man aber zuletzt mit Sägespänen vertauscht. Indem sich die Walze bewegt, zieht sie ein in Haken hängendes waagerechtes Gitter hin und her, wodurch die

¹¹⁴ Adel, Martin: Georg Forster und die deutsche Aufklärung. Ein Beitrag zur zeitgenössischen Rezeption J. G. A. Forsters. Wien: 1979, S. 109

¹¹⁵ Schlemmer, Ulrich: Freiheit und Menschenrechte. – In: Forster, Georg: Ansichten vom Niederrhein: von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Juni 1790, hrsg. v. Ulrich Schlemmer. Stuttgart, Wien: 1989, S. 11-30, S. 16

darunterliegenden Rollen bewegt und die darin befindlichen Nadeln poliert werden.“¹¹⁶

Derartige Detailtreue soll wohl nicht nur dem Interesse des Publikums dienen, sondern diesem glaubwürdig versichern, dass der Autor auch wirklich an Ort und Stelle war – oder anders gesagt: für Authentizität sorgen.

Weniger nüchtern, sondern als bekanntes Beispiel für seine zwischen wissenschaftlicher Deskription und Plauderton verfassten Schilderungen sei hier der Besuch im Kölner Dom angeführt.¹¹⁷ Eingefasst von sachlichen Beschreibungen über Baustil, Architektur und innerem Schmuckwerk des Gebäudes lässt Forster den Leser ausufernd an seinen Empfindungen teilhaben, die ihn angesichts des „herrlichen Tempels“ überwältigen. Eine Passage, die als (äußerst) persönlich gefärbter Tatsachenbericht durchaus Reportagecharakter hat und deshalb zurecht immer wieder in historischen Genreherleitungen zitiert wird. Seltener wird hingegen auf jene Stellen hingewiesen, die von den weniger prunkvollen Seiten der Stadt erzählen, aber im Hinblick auf die Sozialreportage von thematischer Relevanz sind:

„In Köln sollen viele reiche Familien wohnen; allein das befriedigt mich nicht, solange ich auf allen Straßen nur Scharen von zerlumpten Bettlern herumschleichen sehe. [...] In der Osterwoche ist es gebräuchlich, dass die Armen, die sich schämen, öffentlich zu betteln, in schwarze Kittel ver mummt und mit einem Flor über dem Gesicht auf die Straße gehen, niederknien, den Rosenkranz beten und die Vorübergehenden um Almosen anrufen.“¹¹⁸

Forster verweist an dieser Stelle auch auf die religiöse Intoleranz in der Stadt. Immer wieder finden sich in den *Ansichten* Abschnitte über die Bevölkerung der verschiedenen Reisedestinationen. Doch Forster gab sich nicht nur mit eigenen Beobachtungen zufrieden, sondern wollte die Menschen selbst nach ihrer Meinung fragen. So suchte er in Lüttich das direkte Gespräch: „Wir

¹¹⁶ Forster, Georg : *Ansichten vom Niederrhein : von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Juni 1790*, hrsg. v. Ulrich Schlemmer. Stuttgart, Wien: 1989, S. 156

¹¹⁷ Vgl.: Forster, Georg: *Ansichten vom Niederrhein*, a.a.O., S. 64f

¹¹⁸ Forster, Georg: *Ansichten vom Niederrhein*, a.a.O., S. 73f

wanderten durch die Straßen und suchten uns soviel als möglich mit dem Volk in Unterredung einzulassen, um uns durch eigene Erfahrung von der herrschenden Stimmung zu überzeugen.“¹¹⁹ Was hier so beiläufig erwähnt wird, ist ein früher Beleg für eine basale Methode des Zugriffs auf soziale Wirklichkeit, welcher sich die Sozialreportage rund 100 Jahre später bediente, nämlich das Straßeninterview respektive die unstrukturierte Befragung.¹²⁰

Auch wenn bei Forster die Literarisierung seiner Eindrücke überwiegt, heben sich seine *Ansichten* doch von den übrigen zeitgenössischen Reiseberichten ab, indem der Faktizität überdurchschnittlich viel Bedeutung beigemessen wird. Empfindsame Schilderungen von besuchten Städten und Landschaften werden durchgängig mit Sachinformationen verwoben, die von der geologischen Beschaffenheit des für die Landwirtschaft und den Weinbau benutzten Bodens bis zu den gesprochenen Dialekten oder der Sozialstruktur des handwerklichen Zunftwesens reichen.¹²¹ Den Dokumentarcharakter erreicht das Werk vorrangig durch die persönliche Inaugenscheinnahme, und er wird verstärkt durch die Anwendung der sozialwissenschaftlichen beziehungsweise journalistischen Methode des Interviews. In der Verquickung von faktischer Reisebeschreibung und persönlichem Raisonement auch soziale Verhältnisse betreffend liegt also die Leistung von Forsters *Ansichten* für die Entwicklung der Sozialreportage.

5.4.2 Georg Friedrich Rebmann – *Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands*

Als noch eine Spur richtungsweisender für die Gattung erweist sich jedoch das Werk eines anderen wichtigen deutschen Jakobiners – Georg Friedrich Rebmanns (1768-1824). Vor allem sein 1793 erschienenes Buch *Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands* setzte eine Reihe von Innovationen auf dem Gebiet der gesellschaftlichen Wirklichkeitserkundung, indem er darin, „basierend auf den apodemischen Prinzipien der Reiseberichterstattung, wissenschaftliche Methoden wie die

¹¹⁹ Forster, Georg: *Ansichten vom Niederrhein*, a.a.O., S. 175

¹²⁰ Vgl. Haas, Hannes: *Empirischer Journalismus*, a.a.O., S. 190

¹²¹ Vgl. Lorenz, Dagmar: *Journalismus*, a.a.O., S. 28

teilnehmende Beobachtung, statistische Ansätze, Forschungsberichte, Umfragen und narrative Interviews anwandte“¹²².

In insgesamt 14 Briefen, die an einen gewissen Carl gerichtet sind, berichtet der Pilger von seiner Reise, die ihn von Erlangen über Nürnberg, Leipzig und Wittenberg nach Berlin führte. Im Gegensatz zu Forster war Rebmann – wie übrigens die meisten Jakobiner – per pedes unterwegs. Diese Fortbewegungsart hatte durchaus ihre Zweckmäßigkeit:

„Mit aufklärerischer Programmatik wurden Wanderungen den traditionellen Kutschenfahrten als Möglichkeiten entgegengestellt, Land und Leute intensiver und buchstäblich näher kennenzulernen – in freier langsamer Bewegung auf selbst gewählten Wegen, außerhalb der festgelegten Verkehrsrouten.“¹²³

Gleichzeitig kam das Zufußgehen einer demonstrativen Solidaritätsbekundung gegenüber den sozial Benachteiligten gleich. Diese waren oftmals geradezu einem Wanderzwang unterworfen. Betroffen davon waren etwa Arbeiter oder ihre Familien, die im Zuge der Umwälzungen in Landwirtschaft und Gewerbe ihre Bleibe verloren hatten und denen nun als Gelegenheitsarbeiter oder Hausierer keine andere Wahl als die ständige Mobilität blieb.¹²⁴

Während in Forsters *Ansichten* – wie bereits erwähnt – die Literarizität gegenüber der Faktizität eindeutig überwiegt, erteilt Rebmann jeglicher Art von ästhetischer Beschönigung, die auf Kosten der Faktentreue gehen könnte, eine klare Absage, denn „was die Beschreibung an Schönheit verliert, gewinnt sie auf der anderen Seite an Wahrheit“¹²⁵. Dieses Bekenntnis zur Wahrheit evozierte sozusagen automatisch eine kritische Betrachtung der

¹²² Halek, Tatjana-Alexandra: Die Wurzeln des „Modernen Journalismus“ in der Literatur, a.a.O., S. 115

¹²³ Albrecht, Wolfgang: Blicke hinter die Fassade städtischen Lebens, a.a.O., S. 125

¹²⁴ Vgl. Tesarek, Emilie: Johann Gottfried Seume, Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. Fußreise und Reiseliteratur um 1800. Wien: 2004, S. 19f

¹²⁵ Rebmann, Georg Friedrich: Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands, hrsg. u. eingeleitet v. Hedwig Voegt. Frankfurt/Main: 1968, S. 37

feudalabsolutistischen Gesellschaftsordnung und der dadurch hervorgerufenen Missstände. Hauptsächlich die Stadt Berlin, der sich der Verfasser in gleich mehreren Kapiteln widmet, wird als Schauplatz des Elends dargestellt, wobei Rebmann wiederholt die bereits erwähnte, für die Sozialreportage typische harte Schnitttechnik anwendet. „Im Bemühen, hinter die Fassade der Wirklichkeit zu schauen, hat Rebmann hier deren Kehrseite entdeckt: dem Luxus steht die Armut nicht länger einfach gegenüber [...], sie entspricht ihm vielmehr als sein logisches Komplement.“¹²⁶ So heißt es zu Beginn des sechsten Briefs etwa:

„Hier bin ich denn nun in Berlin angekommen, [...] diesem Schauplatz menschlicher Pracht und menschlichen Elends, [...] wo linker Hand in der vergoldeten Karosse der Herr im Galakleid besorgt ist, eine halbe Million mit Geschmack zu vergeuden, während rechter Hand dicht an ihm ein armes Mütterchen das letzte Jäckchen um einige Groschen ins Pfandhaus trägt, um sich einige Dreier zu einem Bissen trockenen Brotes zu erwerben.“¹²⁷

Hedwig Voegt weist darauf hin, dass sich der Gegensatz von Arm und Reich als Topos zwar durch die gesamte Literatur jener Periode zieht, jedoch derart erschütternde Bilder, wie sie Rebmann in seinen Reisebriefen zeichnet, äußerst selten zu finden seien.¹²⁸ Er schreibt von „jämmerlichen Hütten, die den nackten Bewohnern den Einsturz drohen“, erzählt von Menschen, die „mit Mühe durch ununterbrochene sitzende Arbeit sich vom Hungertode zu retten vermögen“ und sieht in der Vorstadt „verkrüppelte Kinder, schmutzig und blass“.¹²⁹

Rebmann begnügte sich aber nicht mit der bloßen Kontrastierung des adeligen Wohlstands mit der Armut des Frühproletariats, sondern plädierte für die Miteinbeziehung individueller Lebensgeschichten zur Veranschaulichung

¹²⁶ Geisler, Michael: Die literarische Reportage in Deutschland. Möglichkeit und Grenzen eines operativen Genres. Frankfurt/Main: 1982, S. 174 (=Monographien Naturwissenschaft, Bd. 53)

¹²⁷ Rebmann, Georg Friedrich: Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands, a.a.O., S. 75

¹²⁸ Vgl. Voegt, Hedwig: Vorwort, a.a.O., S. 10f

¹²⁹ Vgl. Rebmann, Georg Friedrich: Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands, a.a.O., S. 95f

und Erklärung objektiver sozialer Verhältnisse. So weiß er im 13. Brief, der eine Art Soziogramm über die Prostituierten in Berlin ist, von Schicksalen einzelner Freudenmädchen zu berichten, um vor Augen zu führen, dass nicht etwa sittlicher Verfall oder fehlende Tugendhaftigkeit, sondern die herrschenden sozialen Bedingungen für die Lage der „schändlichen Geschöpfe“ verantwortlich zu machen seien. Mit diesem biographischen Zugang nahm Rebmann ein elementares Verfahren der Sozialreportage vorweg: Ausgehend von der Lebenswirklichkeit einzelner Betroffener sollen hier wie da gesellschaftliche Strukturen analysiert, ein Zusammenhang zwischen Besonderem und Typischem herausgearbeitet werden. Der Autor der *Kosmopolitischen Wanderungen* sah am Beispiel der Prostitution sogar die Notwendigkeit einer systematischen Erarbeitung biographischer Studien: „Es würde ein verdienstliches und nützliches Werk sein, wenn ein Mann von reifer Menschenkenntnis und philosophischem Geist darauf ausginge, wahre Lebensgeschichten solcher unglücklicher Mädchen zu erforschen und zu sammeln.“¹³⁰ Andererseits bewahrt der ständige Rekurs auf die wirtschaftlichen Hintergründe der Ausgebeuteten den Text vor unverbindlichen Mitleidsgesten und rückt ihn auch dadurch in die Nähe der Qualitätsansprüche gelungener Sozialreportagen.¹³¹

Eine ähnliche Vorgangsweise findet sich auch im zehnten Brief, der sich mit der tristen Lage der Berliner Soldaten und deren Familien beschäftigt, die Rebmann auf die überwiegend niedrige Entlohnung und die schlechte Behandlung zurückführt und die wiederum „Desertion, Selbstmord oder Diebstähle und jede Art von Niederträchtigkeit“ nach sich zögen.¹³² Worin die *Kosmopolitischen Wanderungen* aber abseits der recherche- und gestaltungstechnischen Impulse entscheidende Züge der späteren Sozialreportage annehmen, ist ihr operatives Konzept¹³³, das heißt: ihre sozialreformerische Intention. Rebmanns innovative Verfahren waren

¹³⁰ Rebmann, Georg Friedrich: *Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands*, a.a.O., S. 139

¹³¹ Vgl. Geisler, Michael: *Die literarische Reportage in Deutschland*, a.a.O., S. 175

¹³² Vgl. Rebmann, Georg Friedrich: *Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands*, a.a.O., S. 112f

¹³³ Vgl. Haas, Hannes: *Empirischer Journalismus*, a.a.O., S. 191

allesamt auf das Ziel ausgerichtet, die dadurch erkundete und beschriebene soziale Wirklichkeit nach den Ideen der Revolution zu verändern: „Das menschliche Unglück, das er darstellte, sollte eindringlich zeigen, wie notwendig es war, auch in Deutschland die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu ändern [...]“¹³⁴. Zu diesem Zweck wartete der Verfasser zuweilen gleich mit eigenen Vorschlägen auf. So empfahl er im Falle der Prostitution beispielsweise eine verbesserte Gesetzgebung, die junge Mädchen vor der Verführung zur Ausübung dieses Gewerbes schützen sollte und wünschte sich für die Soldaten eine angemessene Besoldung sowie einen humaneren Umgang.

Unter Berücksichtigung all dieser Aspekte scheint es also mehr als legitim, wenn Tatjana-Alexandra Halek konstatiert, dass Rebmann „in Anbetracht seiner journalistischen Methode[n] der Erfassung sozialer Wirklichkeit nicht nur als einer der ersten Autoren dieser Zeit als Journalist definiert, sondern des weiteren absolut als Vorläufer der Sozial-Reportage bezeichnet werden“¹³⁵ könne.

5.4.3 Johann Gottfried Seume – *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*

Authentizität durch Faktizität und die Anklage gesellschaftlicher Verhältnisse zeichnen auch den *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802* aus, den Johann Gottfried Seume (1763-1810) unternommen hatte. Die Reise dauerte neun Monate und führte von Leipzig aus über Dresden, Prag, Wien, Laibach, Triest, Venedig, Rom und Neapel nach Syrakus, und von dort über Mailand, Zürich, Paris und Frankfurt wieder zurück nach Leipzig. Angesichts der großen Distanzen, die Seume in der dafür äußerst knapp bemessenen Zeit zu Fuß zurücklegte, mutet die Titelgebung „Spaziergang“ weit untertrieben an. Warum der Autor generell den Fußmarsch der Kutsche vorzog, begründet er im Vorwort seiner zweiten Reisebeschreibung *Mein Sommer 1805*, die 1806 veröffentlicht wurde, indem er – typisch für die jakobinische

¹³⁴ Voegt, Hedwig: Vorwort, a.a.O., S. 26

¹³⁵ Halek, Tatjana-Alexandra: Die Wurzeln des „Modernen Journalismus“ in der Literatur, a.a.O., S. 111f

Reiseliteratur – auf die Möglichkeit zur genaueren Beobachtung gesellschaftlicher Wirklichkeit verweist: „Wer geht, sieht im Durchschnitt anthropologisch und kosmisch mehr, als wer fährt. [...] So wie man im Wagen sitzt, hat man sich sogleich einige Grade von der ursprünglichen Humanität entfernt. Man kann niemand mehr fest und rein ins Angesicht sehen, wie man soll.“¹³⁶

Was den *Spaziergang nach Syrakus* anbelangt, beharrt Seume bereits in der – an den „lieben Leser“ adressierten – Vorrede auf der intersubjektiven Überprüfbarkeit des in der Folge Berichteten: „Örter, Personen, Namen, Umstände sollten immer bei den Tatsachen als Belege sein, damit alles so viel als möglich aktenmäßig würde.“¹³⁷ Für Michael Haller ist dies nicht weniger als ein „Plädoyer für die handwerklich seriöse Arbeitsweise des Reporters“¹³⁸, der präzise zu beobachten und seine Beobachtungen auch zu belegen, mithin zu recherchieren habe. Für die Wahrhaftigkeit der Schilderungen soll, nach Seume, die persönliche Inaugenscheinnahme und deren Bestätigung durch vertrauensvolle Außenstehende bürgen: „Ich stehe für alles, was ich selbst gesehen habe, insofern ich meinen Ansichten und Einsichten trauen darf: und ich habe nichts vorgetragen, was ich nicht von ziemlich glaubwürdigen Männern wiederholt gehört hätte.“¹³⁹

Mag Seume von Anfang an eine faktengetreue Wiedergabe seiner Erfahrungen im Sinn gehabt haben, einer sozialkritischen Intention dürfte er ursprünglich nicht gefolgt sein. Erst im Laufe seiner Pilgerschaft wurde der Reisende zunehmend politisiert, was vor allem mit der Konfrontation mit dem vorherrschenden Elend einherging.¹⁴⁰ Bereits kurz nach seiner Ankunft in Italien traf er auf Zustände, die ihn nachweislich bedrückten:

¹³⁶ Seume zit. n. Drews, Jörg: Nachwort. – In: Seume, Johann Gottfried: *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, hrsg. u. mit einem Nachwort versehen v. Jörg Drews. Frankfurt/Main, Leipzig: 2001, S. 445-454, S. 447f

¹³⁷ Seume, Johann Gottfried: *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, hrsg. u. mit einem Nachwort versehen v. Jörg Drews. Frankfurt/Main, Leipzig: 2001, S. 12

¹³⁸ Haller, Michael: *Die Reportage*, a.a.O., S. 25

¹³⁹ Seume, Johann Gottfried: *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, a.a.O., S. 16f

¹⁴⁰ Vgl. Drews, Jörg: Nachwort, a.a.O., S. 450

„Das Traurigste ist in Venedig die Armut und Bettelei. Man kann nicht zehn Schritte gehen, ohne in den schneidendsten Ausdrücken um Mitleid angefleht zu werden; und der Anblick des Elends unterstützt das Notgeschrei des Jammers. [...] Die niedergeschlagenste Empfindung ist mir gewesen, Frauen von guter Familie in tiefen, schwarzen, undurchdringlichen Schleiern kniend vor den Kirchentüren zu finden, wie sie, die Hände gefaltet auf die Brust gelegt, ein kleines hölzernes Gefäß vor sich stehen haben, in welches die Vorübergehenden einige Soldi werfen.“¹⁴¹

Mit der Beschreibung der bettelnden Frauen „von guter Familie“ deutet Seume auf den Umstand hin, dass in der vormals reichen Lagunenstadt bereits die Mittelschicht von sozialer Not betroffen ist. Am Markusplatz und am Hafen begegnen ihm wiederum Bedürftige, die mit improvisierten Darbietungen und Rezitationen zu ein paar Almosen kommen wollen.

Im Zusammenhang mit den sozialen Missständen prangerte Seume – harscher als Forster und Rebmann – in erster Linie die feudal-klerikale Herrschaft an. So gibt er etwa beim Anblick der ausgedehnten Weinfelder eines Domherren bei Znaim zu denken, dass auf der gleichen Fläche auch Getreide angebaut werden könnte.¹⁴² Während seines Aufenthalts in Rom stellt der Pilger erneut die Armut des Volkes dem Reichtum und Wohlstand der Geistlichen und kirchlichen Einrichtungen gegenüber und greift dabei zu durchaus überraschend scharfen Formulierungen:

„Da mästen sich wieder die Mönche, und wer bekümmert sich darum, dass das Volk hungert? Die Straßen sind nicht allein mit Bettlern bedeckt, sondern diese Bettler sterben wirklich daselbst vor Hunger und Elend. [...] Rührt dieses das geistliche Mastheer? Der Ausdruck ist empörend, aber nicht mehr als die Wahrheit.“¹⁴³

Noch härter fällt sein Urteil über die Augustinermönche in Sessa aus, „die hier für ihre Bäuche den behaglichsten Ruheplatz mit der schönsten Aussicht

¹⁴¹ Seume, Johann Gottfried: Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802, a.a.O., S. 89f

¹⁴² Vgl. Geisler, Michael: Die literarische Reportage in Deutschland, a.a.O., S. 159

¹⁴³ Seume, Johann Gottfried: Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802, a.a.O., S. 288

nach allen Seiten ausgesucht hatten. [...] Ihr Gebäude ist für das Gelübde der Armut eine Blasphemie.“¹⁴⁴

Besonders betroffen macht Seume das grassierende Elend auf Sizilien. Nie habe er solch entsetzliche Armut gesehen, konstatiert der Reisende, der die Insel insgesamt als „furchtbar“ beschreibt. Verglichen mit den hiesigen Bettlern in den „jämmerlichsten Erscheinungen“ hätten jene auf der Spanischen Treppe in Rom sich geradezu durch Wohlhabenheit ausgezeichnet. Selbst in den Wirtshäusern sei Brot um die Mittagszeit bereits Mangelware.¹⁴⁵

Wenn auch das wiederholte Aufzeigen von Missständen und die damit verbundene Kritik an Adel und Klerus auf den Prinzipien der Authentizität und Faktizität basieren und damit eine grundlegende Forderung der Sozialreportage vorwegnehmen, so muss doch gesagt werden, dass Seume doch weitgehend sehr allgemein bleibt. Anders als später die Sozialreporter ging er kaum auf die Lebenswirklichkeiten seiner Zufallsbekanntschaften ein und sparte vorwissenschaftliche Methoden oder die Einbeziehung sekundärer Quellen ebenso aus. Doch sei darauf hingewiesen, dass dies dem Autor wohl bewusst war, er sich jedoch nicht in der Lage fühlte, „eine topische, statistische, literarische oder vollständig kosmische Beschreibung“ der einzelnen Stationen seines Spaziergangs zu geben - „die kannst Du von Reisenden von Profession oder aus den Fächern besonderer Wissenschaften gewiss besser bekommen. Ich erzähle Dir nur freundschaftlich, was ich sehe, was mich vielleicht beschäftigt und wie es mir geht“¹⁴⁶, beginnt Seume seinen Brief aus Neapel an den fiktiven Adressaten.

Bei aller Betonung auf überprüfbare Tatsache findet sich freilich schon in der *Vorrede* der Wunsch, „gern ein Buch gemacht [zu] haben, das auch ästhetischen Wert zeigte; aber Charakteristik und Wahrheit würde durch

¹⁴⁴ Seume, Johann Gottfried: Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802, a.a.O., S. 152

¹⁴⁵ Vgl. Seume, Johann Gottfried: Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802, a.a.O., S. 175

¹⁴⁶ Seume, Johann Gottfried: Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802, a.a.O., S. 156

ängstliche Glättung zu sehr leiden.“¹⁴⁷ Ein Hinweis, der noch einmal die Programmatik der jakobinischen Reiseliteratur verknüpft zusammenfasst.

¹⁴⁷ Seume, Johann Gottfried: Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802, a.a.O., S. 17

6 Reportertum in der Literatur

Die Absage der Jakobiner an eine Erzählkunst, die mehr auf Ästhetik als auf Wahrhaftigkeit Wert legt, ist symptomatisch für das in Zeiten der Aufklärung zunehmend disharmonische Verhältnis zwischen Literatur und Journalismus. So heißt es im *Spaziergang von Syrakus*, um noch einmal Seume zu zitieren, in der an den Leser gerichteten *Vorrede* – trotz bekundeter Duldung – unmissverständlich:

„In Romanen hat man uns nun lange genug alte, nicht mehr geleugnete Wahrheiten dichterisch eingekleidet, dargestellt und tausend Mal wiederholt. Ich tadle dieses nicht; es ist der Anfang: aber immer nur Milchspeise für Kinder. Wir sollten doch endlich auch Männer werden, und beginnen die Sachen ernsthaft geschichtsmäßig zu nehmen, ohne Vorurteil und Groll, ohne Leidenschaft und Selbstsucht.“¹⁴⁸

Was Seume als „Milchspeise“ bezeichnet, meint eine sich zur damaligen Zeit nach und nach abzeichnende Tendenz innerhalb der Reiseliteratur: Spätestens gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatten die bedeutenden Erzähler weitgehend auf einen Realitätsbezug verzichtet. Die gegenständliche Wirklichkeit fand nur noch insofern Erwähnung, als sie als Auslöser für Gedankengänge und Gefühlsregungen diene. Literatur war nicht länger ein Mittel zur Realitätsbeschreibung, sondern „reklamierte für sich die wahre Wirklichkeit gestaltender Sprache, die, von den Fesseln des Realismus befreit, das Wesen des Menschseins tiefgründiger zum Ausdruck bringen könne“¹⁴⁹. Die Berücksichtigung von Alltagserfahrungen wurde hingegen zum Trivialen degradiert. Tatsächlich ist diese hierarchische Typisierung nur ein Aspekt des Verhältnisses zwischen Journalismus und Literatur im 17., 18. und beginnenden 19. Jahrhundert.

¹⁴⁸ Seume, Johann Gottfried: *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, a.a.O., S. 12

¹⁴⁹ Haller, Michael: *Die Reportage*, a.a.O., S. 24

6.1 Zum Verhältnis zwischen Journalismus und Literatur

Wie Jürgen Enkemann eingehend analysiert hat¹⁵⁰, finden sich in genanntem Zeitraum sowohl Prozesse der Annäherung als auch der Entfernung und Abgrenzung, die in beiden Fällen mit dem Erstarken bürgerlicher Öffentlichkeit als Folge der Aufklärung zu erklären sind. So liegt die tendenzielle Konvergenz von Nachrichtenjournalismus und literarischen Konventionen im Emanzipationsprozess des Bürgertums verankert. Während die aristokratische Kultur dem Journalismus feindlich gesinnt war, wollte die bürgerliche Kultur journalistische Kommunikation in den Literaturprozess integrieren. Schließlich wurde das neue Medium der Zeitung als Mittel gesehen, sich mit eigenen Kommunikationsformen in die dominierende Kultur einzumischen und diese zu verändern. Gefördert wurde diese Transformation journalistischer Formen zu unterhaltender und bildender Literatur auch vom geänderten Rezeptionsbedürfnis von Frauen, denen der politische Aktionsbereich grundsätzlich versagt blieb. Auch die städtische Kommunikationsstruktur mit ihren Clubs und Cafes trug zur Entstehung dieses sogenannten literarischen Journalismus' bei.

Bei aller gegenseitiger Befruchtung fand gleichzeitig eine zunehmende Ausdifferenzierung statt, die sich auch in der Aufteilung der jeweiligen Funktionen niederschlug, die zum Teil noch heutzutage ihre Gültigkeit hat – wenn auch die Eindeutigkeit der Funktionszuschreibungen mit dem Aufkommen audiovisueller und vor allem Neuer Medien nicht mehr allzu eindeutig erfolgen kann. Dem journalistischen Prinzip der faktizistischen Realitätsvermittlung stand die literarische fiktionale Realitätsvermittlung gegenüber. Darüber hinaus stellt Enkemann die temporäre Aktualität dem Anspruch langfristiger Relevanz gegenüber. Weitere Divergenzen ergaben sich dadurch, dass Ereignisse von nationaler Bedeutung dem Zeitungswesen überlassen wurden, da sie in der Literatur nicht mehr überzeugend und zeitgerecht dargestellt werden konnten. Die geforderte kurzfristige Erscheinungsweise von Informationsperiodika mündete folglich auch in das bis dato nicht existierende Berufsprofil des Journalisten als redaktionell

¹⁵⁰ Enkemann, Jürgen: Journalismus und Literatur, a.a.O.

organisierter Aufbereiter und Kommentator aktueller Nachrichten (siehe auch Kapitel 5.1).

Die Literatur des 18. Jahrhunderts ließ die Politik hingegen häufig außen vor und konzentrierte sich darauf, „differenzierte menschliche Individualität in ihrer konkreten Bestimmtheit zu erfassen und die Probleme des gesellschaftlichen Individuums öffentlich darzustellen“¹⁵¹ Probleme von über die Familie hinausgehenden Gesellschaftsstrukturen oder Organisationen wurden dabei weitgehend ignoriert.

„Dabei freilich prägte [...] gerade das dokumentarische Verfahren des Nachrichtenschreibers und Reporters die fiktionale bürgerliche Literatur und trug zu ihrem Illusionierungseffekt bei. Fiktionale Prosa wurde für ein bürgerliches Publikum dadurch akzeptabel, dass die Realitätsvermittlung sich an der Faktentreue des Journalisten formal orientierte. Zugleich entfernte sich aber die solcherart wirklichkeitsorientierte Literatur von journalistischer Faktographie. Das Leben des [...] Privatindividuums konnte nicht, wie das der ‚öffentlich-repräsentativen‘ Person, direkt dokumentiert, sondern nur in exemplarischer und idealisierender Fiktion geschildert werden.“¹⁵²

Zu einer Re-Politisierung des Literaturwesens kam es erst im Laufe des 19. Jahrhunderts und hier insbesondere, als sich die (negativen) Folgen der Industriellen Revolution abzuzeichnen begannen:

„Der Zusammenhang ist evident: eine interessierte bürgerliche Öffentlichkeit, umfassende Politisierung und neue Wirklichkeitsnähe der Literatur sowie die Chance zur ökonomischen Absicherung durch die vergleichsweise rasch mögliche Produktion kurzer Textsorten, die an Journalismus angelehnt oder selbst Journalismus waren, bildeten ein starkes Fundament für eine Veränderung der Literatur und für eine fundamentale Weiterentwicklung des Journalismus.“¹⁵³

¹⁵¹ Enkemann, Jürgen: Journalismus und Literatur, a.a.O., S. 248

¹⁵² Enkemann, Jürgen: Journalismus und Literatur, a.a.O., S. 249f.

¹⁵³ Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 202

Anhand von drei Persönlichkeiten, die exemplarisch für die Verflechtung dieser beiden kulturellen Sparten stehen können, soll nun illustriert werden, inwiefern „die der empirischen Wirklichkeit entnommene, literarisch gestaltete Beobachtung am Detail immer mehr an Bedeutung“¹⁵⁴ gewann und somit Zugriffsmechanismen der Sozialreportage auf soziale Wirklichkeit antizipiert wurden.

6.2 Charles Dickens und der viktorianische Sozialroman

Mit der Re-Politisierung der Literatur wurde sowohl der Alltag des Individuums als auch die Gesellschaft als System zum beherrschenden Thema für Schriftsteller und Leser: „Wie keine andere Gattung nahm der Roman die sozialen und historischen Zustände auf und erzeugte auf eine Art und Weise eine Nähe zur empirischen Wirklichkeit seiner Leser, die den Kunstwerken der bisherigen literarischen Tradition fremd gewesen war.“¹⁵⁵ Was die Lebensumstände der Bevölkerung im England des 19. Jahrhunderts betrifft, begannen sich die negativen Auswirkungen rund um die Industrielle Revolution abzuzeichnen. Bei den unteren Bevölkerungsschichten vor allem in den Fabrikstädten herrschte teils katastrophales Elend. Durch den immer intensiveren Einsatz von Maschinen in der Textilindustrie, die als eine der Hauptmotoren die Industrielle Revolution vorantrieben, wurde die dörfliche Struktur der Heimindustrie zerstört. Große Teile der Landbevölkerung wanderten deshalb in die Großstädte ab, die für einen derartigen Ansturm jedoch nicht gerüstet waren, was wiederum Probleme wie Wohnungsnot oder Arbeitslosigkeit verschärfte. Verschlimmert wurde dies noch durch einen starken Geburtenüberschuss in Familien aus der Peripherie. Infolge des Pauperismus wurden Forderungen nach Reformen laut.

¹⁵⁴ Geisler, Michael: Die literarische Reportage in Deutschland, a.a.O., S. 180

¹⁵⁵ Halek, Tatjana-Alexandra: Die Wurzeln des „Modernen Journalismus“ in der Literatur, a.a.O., S. 129f.

6.2.1 Die Gattung Roman als Vehikel der Sozialkritik

Die Literatur reagierte darauf mit dem Genre des Sozialromans, der sich etwa ab den 1830er Jahren etablierte und – die bisherige Rolle der Lyrik ablösend – „zum wichtigste[n] Vehikel der Sozialkritik“¹⁵⁶ wurde. Die Autoren folgten dabei dem Leitsatz „social truths as an instrument of social reforms“¹⁵⁷ und wollten nicht nur ein realitätsnahes Bild der Elendsviertel vermitteln, sondern auch den Ursachen für die Missstände auf den Grund gehen.

Konrad Groß unterscheidet drei Phasen des Englischen Sozialromans.¹⁵⁸ Obwohl das Entsetzen über die erniedrigenden Lebensbedingungen der Arbeiter den Anstoß zur Beschäftigung mit sozialen Problemen gab, fand im „frühviktorianischen Sozialroman“ das Leben in den Slums kaum Niederschlag. Vielmehr ging es den Autoren darum, das – als schuldig an den Umständen befundene – Industriesystem weniger theoretisch zu hinterfragen als Ursachen und Lösungsansätze auf den Bereich der individuellen Moral herunterzubrechen. So wird in der Literatur oft zwischen bösen und guten Unternehmern und Industriellen unterschieden, während Hinweise auf die Produktionsverhältnisse weitgehend ausgespart bleiben. Thematisiert werden hingegen die mit dem neuen Armengesetz 1834 eingeführten „work houses“. Damit sollte die Unterbringung der Arbeitsunfähigen neu geregelt werden. Das beinhaltete auch strikte Regeln und eine spärliche, genau vorgeschriebene Ernährung – Maßnahmen, welche die Arbeitsunwilligen davor abschrecken sollten, weiterhin Almosen zu empfangen. Während eine Gruppe von Schriftstellern diese Einrichtungen als erzieherisches Mittel begrüßte, beklagten andere – darunter auch Charles Dickens etwa in *Oliver Twist* – die brutale Disziplinierung, die Trennung von Familien und den Bestrafungscharakter in solchen Arbeitshäusern.¹⁵⁹

¹⁵⁶ Halek, Tatjana-Alexandra: Die Wurzeln des „Modernen Journalismus“ in der Literatur, a.a.O., S. 135

¹⁵⁷ Groß, Konrad: Der viktorianische Sozialroman. Eine Einführung in seine Entwicklung, Thematik und Kritik. – In: Ders. (Hg.): Der englische soziale Roman im 19. Jahrhundert. Darmstadt: 1977, S. 1-21, S. 1

¹⁵⁸ Vgl. Groß, Konrad: Der viktorianische Sozialroman, a.a.O., S. 4-15

¹⁵⁹ Vgl. Kap. 2 in Dickens, Charles: *Oliver Twist*, übertragen v. Carl Kolb. München: 1964, S. 7-13

Der anklägerische Ton ließ ab den 1850er Jahre nach, was unter anderem durch das Wirtschaftswachstum und die spürbare Verbesserung der materiellen Lage der Arbeiter zu erklären ist. Der „mittviktorianische Sozialroman“ – und hier besonders seine triviale Ausprägung – predigte das Ideal harter, ehrlicher und mit sozialem Aufstieg belohnter Arbeit.

6.2.2 Zeitkritische Fakten im fiktionalen Kontext

Das Hauptwerk von Charles Dickens (1812-1870) fällt in die Übergangszeit vom frühviktorianischen Sozialroman in die mittviktorianische Periode, die von – in Bezug auf die Industrialisierung – durchwegs positiv konnotiertem Erzählen geprägt war. Dennoch nimmt Dickens' Literatur eine Sonderstellung ein: „Im Gegensatz zum trivialen Sozialroman nach 1850 legt Dickens [...] Skepsis gegenüber dem Aufstiegsdogma an den Tag und betont stattdessen den Wert freiwilliger Selbstbescheidung und des Diensts am Nächsten.“¹⁶⁰ Im Gegensatz zu frühviktorianischen Pendants suchte Dickens zudem nicht mehr im Individuum den Verursacher sozialen Übels, sondern in anonymen gesellschaftlichen Kräften, denen nicht nur einfache Menschen, sondern auch erfolgreiche Geschäftsleute ausgesetzt seien.

In der Art seiner Analyse, die vom Besonderen auf das Allgemeine schließt, antizipierte der Autor eine wesentliche Strategie der Sozialreportage. Wie Max Winter und Co. verfolgte er das Ziel, anhand von – freilich erfundenen – singulären Schicksalsverläufen gesamtgesellschaftliche Probleme herauszuarbeiten, indem er sein Figureninventar möglichst derart auswählte, dass es gleichsam symptomatisch für ansonsten bloß abstrakt fassbare soziale Zusammenhänge stehen konnte.¹⁶¹

Bei aller Erfundenheit der eigentlichen Handlungsstränge fußen Dickens' Beschreibungen seiner Figuren und Schauplätze großteils auf empirischer Genauigkeit. Auch der spätere Großmeister der Reportage, Egon Erwin Kisch, unterstreicht in seiner 1923 erstmals erschienenen Anthologie

¹⁶⁰ Groß, Konrad: Der viktorianische Sozialroman, a.a.O., S. 11

¹⁶¹ Vgl. Halek, Tatjana-Alexandra: Die Wurzeln des „Modernen Journalismus“ in der Literatur, a.a.O., S. 139

Klassischer Journalismus, in die er zwei Texte Dickens' aufgenommen hat, den Dokumentarcharakter eines seiner Vorbilder, wenn er dem stillen Beobachter „unglaubliche Feinhörigkeit und Hellsichtigkeit“ attestiert, „mit der er die soziale Roheit [sic!] der Ehrenmänner und der von ihnen verwalteten Institutionen dokumentarisch belegt hat“¹⁶². Für Romane wie *David Copperfield*, *Hard Times* (dt.: Harte Zeiten) oder *The Old Curiosity Shop* (dt.: Der Raritätenladen) erkundete er regelmäßig die Vororte der Stadt, schlenderte durch die Wohnquartiere der Unterprivilegierten. Besuche und Führungen in Haftanstalten gehörten ebenso zu Dickens' Rechercheplan.¹⁶³ „Die Fülle von Einzelheiten, die er während solcher Spaziergänge in sich aufnahm, verarbeitete er sodann in seinen Romanen.“¹⁶⁴ So fand etwa Jacob's Island in Bermondsey, die zu jener Zeit zu den schlimmsten Gegenden Londons gehörte, Eingang in den 1839 veröffentlichten Roman *Oliver Twist*. Dickens verwendete den auch als Folly Ditch bekannten Ort als Schauplatz für den Tod des Einbrechers und Mörders Sikes im 50. Kapitel. Beschrieben wird der von der Themse umspülte Landstrich als „der elendeste, ungewöhnlichste, sonderbarste Winkel, der sich in London finden lässt“:

„Die billigsten und unappetitlichsten Nahrungsmittel sind in den Läden aufgehäuft, die gröbsten und schlechtesten Kleidungsstücke hängen an den Türen [...]. Nur mühsam kann man sich durch unbeschäftigte Arbeiter der niedrigsten Klasse, durch Last- und Kohlenträger, freche Weiber, zerlumppte Kinder und den Auswurf und Abschaum des Flusses Bahn brechen, belästigt von ekelhaften Anblicken und Gerüchen [...]. Stuben, so eng und schmutzig, dass die Luft selbst für den Unrat, den sie bergen, zu dumpf scheint; [...] jeder abstoßende Zug der Armut, jedes widerliche Anzeichen ekelhaften Schmutzes und hässlicher Verkommenheit – das sind die Zierden der Ufer von Folly Ditch.“¹⁶⁵

¹⁶² Kisch, Egon Erwin (Hg.): *Klassischer Journalismus. Die Meisterwerke der Zeitung*. Berlin, Weimar: 1982, S. 284

¹⁶³ Vgl. Mehl, Dieter: Zum Verständnis des Werkes. – In: Dickens, Charles: *Oliver Twist*, übertragen v. Carl Kolb. München: 1964, S. 328-343, S. 335

¹⁶⁴ Slade, Sophie: Charles Dickens. Das soziale Gewissen einer Epoche. – In: Ganz unten. Die Entdeckung des Elends, hrsg. v. Werner Michael Schwarz, Margarethe Szeless u. Lisa Wögenstein. Wien: 2007, S. 30-33, S. 32 (=Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Wien Museums, 14. Juni bis 28. Oktober 2007)

¹⁶⁵ Dickens, Charles: *Oliver Twist*, a.a.O., S. 299f

Dass diese reportagenhafte Beschreibung als Ergebnis ausführlicher Vor-Ort-Recherche und damit als Zeugnis autoptischer Bestandsaufnahme gesehen werden kann, beweist allein die empörte Reaktion des Oberbürgermeisters Sir Peter Laurie, der hinsichtlich der obigen Passage behauptete, Dickens selbst habe eingestanden, dass es sich hierbei um einen fiktiven Schauplatz handle.¹⁶⁶ Der geistige Vater des *Oliver Twist* wiederum reagierte auf diese Unterstellung mit einem Vorwort für die 1850 erschienene Volksausgabe des Buches, das gleichzeitig seine sozialreformerische Absicht illustriert.

„Ich war damals wie heute überzeugt, dass sich für die Hebung der Lebensumstände der Armen in England nichts Wirksames tun lässt, solange nicht ihre Wohnungen menschenwürdig und der Gesundheit zuträglich sind. Ich bin seit jeher überzeugt, dass diese Reform Vorrang vor allen anderen sozialen Reformen haben muss,[...] und dass ohne sie jene am raschesten wachsenden Bevölkerungsschichten so tief verzweifeln und verelenden müssen, dass sie dann den Keim zu sicherem Ruin der ganzen Gesellschaft in sich tragen werden.“¹⁶⁷

Wie zuvor bereits Pezzl in seiner *Skizze von Wien* und später auch Victor Adler und Max Winter begriff Dickens die Beschaffenheit des Wohnraumes als Spiegelung gesellschaftlicher Hierarchien.

Der Schriftsteller, der in vielen seiner Geschichten die miserablen Zustände in den Slums, Arbeits- und Waisenhäusern oder Schuldgefängnissen anschaulich machte, griff dafür aber nicht nur auf seine Beobachtungen während seiner Streifzüge zurück. Er schöpfte darüber hinaus aus der eigenen Vergangenheit, als er Armut und Unterdrückung am eigenen Leib erfahren musste, nachdem sein Vater John Dickens ins Schuldgefängnis in Marshalsea gekommen war. Während die Familie kurze Zeit später zum Vater in die Haftanstalt zog, musste der damals zwölfjährige Charles seine Arbeit in der Fabrik Warren, die Schuhpaste herstellte, antreten. Dort erlangte er erstmals Einblicke in die Welt der Londoner Unterschicht, die sein späteres

¹⁶⁶ Vgl. Slade, Sophie: Charles Dickens, a.a.O., S. 32

¹⁶⁷ Dickens zit. n. Slade, Sophie: Charles Dickens, a.a.O., S. 32

Weltbild prägen sollten.¹⁶⁸ Das Thema Kinderarbeit verarbeitete Dickens etwa in *Oliver Twist* – um bei diesem Beispiel zu bleiben: Der gleichnamige junge Held muss nicht nur in einem Arbeitshaus Werg zupfen, sondern kann noch knapp einer Lehre als Kaminkehrer entgehen. Dies war damals eine der gefährlichsten Tätigkeiten für Kinder, weil diese dabei regelmäßig schwere Verbrennungen erlitten. Im Lauf der Handlung wird Oliver dann einem Bestattungsunternehmer zugewiesen und muss schließlich für den „alten Juden“ Fagin unter Verbrechern arbeiten.

Hierbei soll nicht unerwähnt bleiben, dass sich Dickens nicht nur journalistischer Recherchetechniken, sondern ebenso journalistischer Publikationsformen bediente. Viele seiner Romane – darunter auch „*Oliver Twist* – erschienen neben der Buchausgabe zusätzlich in Zeitschriften und Magazinen als Fortsetzungsgeschichten. Diese auch für die Leser der Mittelschicht erschwinglich gewordenen Drucksorten brachten dem Autor zusätzliche Einkünfte und erweiterten gleichzeitig den Adressatenkreis seiner sozialreformerischen Anliegen.¹⁶⁹

Kritiker warfen und werfen Dickens immer wieder vor, er habe oftmals die empirische Wirklichkeit zugunsten der Dramaturgie verwässert oder verfälscht. So entsprach etwa die Beschreibung des Schuldengefängnisses Marshalsea, in dem *Little Dorrit* (dt.: Klein Dorrit) zur Welt kommt und in dem sich das Leben ihres Vaters abspielt, dem realen Zustand des Baus aus den 1820er Jahren, als – wie erwähnt – Dickens' Vater dort inhaftiert war. Zum Zeitpunkt der Romanveröffentlichung 1857 war die Anstalt bereits zur Hälfte abgerissen worden. Raymond Williams verweist in einem Aufsatz über Dickens Methode der Sozialkritik jedoch darauf, dass einzelne, von der Wirklichkeit abweichende Details nicht gleichzeitig den Verlust des Wahrheitscharakters gesellschaftlicher Beobachtung bedeute: „Whatever had happened to the Marshalsea, the system of debt and credit still stood, in the way that Dickens saw as important. [...] The action dramatises the experience

¹⁶⁸ Vgl. Mehl, Dieter: Zum Verständnis des Werkes, a.a.O., S. 329

¹⁶⁹ Vgl. Halek, Tatjana-Alexandra: Die Wurzeln des „Modernen Journalismus“ in der Literatur, a.a.O., S. 144f

of a society, not its isolable facts.”¹⁷⁰ Was Dickens leistete war, “zeitkritische Fakten im fiktionalen Zusammenhang”¹⁷¹ zugänglich zu machen und so ein zwar nicht im naturalistischen Sinne realitätsgetreues, aber doch wahrheitsgetreues Bild der sozialen Umstände des viktorianischen Englands zu vermitteln. Auch wenn in der fiktionalen Darstellung ein markanter Gegensatz zum Dogma der intersubjektiven Überprüfbarkeit der Sozialreportage liegt, so muss Dickens dank seiner Verschränkung von literarischen Formen, journalistischer Methoden und sozialreformerischem Eifer dennoch als Vorfahre der Sozialreportage gelten.

6.2.3 Ausläufer des viktorianischen Sozialromans

Glaubte Dickens noch an die verändernde Kraft der Literatur, zeigte sich der spätviktorianische Sozialroman, dessen Phase in den 1880er Jahren und somit rund zehn Jahre nach Dickens’ Tod begann, grundsätzlich pessimistischer.

„Dass der Glaube an die Wirksamkeit von Sozialreformen schwindet [...], hat wohl mehrere Gründe. Der Zusammenhang zwischen Slums und *einem* Industriezweig, der für frühviktorianische Autoren aufgrund der Struktur der neuen Fabrikstädte noch klar erkennbar war, wird jetzt infolge der komplexeren Wirtschaftsstruktur Londons, dem Schauplatz der meisten Slum-Romane, nicht mehr gesehen. Die Suche nach einem einzelnen Schuldigen, wie dem Verantwortungslosen Industriellen [...] wäre daher erfolglos.“¹⁷²

Andererseits spielten in dieser Gattungsperiode nicht mehr so sehr Armut und Not die Hauptrollen, sondern vielmehr die Eintönig- und Freudlosigkeit im Leben der Unterprivilegierten. Ökonomische Nöte konnten inzwischen von „patriarchalischen Hilfestellungen von oben“¹⁷³ gemildert werden. Als Hauptaufgabe wurde nun die Verschönerung des Alltags angesehen, um das

¹⁷⁰ Williams, Raymond: Social criticism in Dickens. Some problems of method and approach. – In: Groß, Konrad (Hg.): Der englische soziale Roman im 19. Jahrhundert. Darmstadt: 1977, S. 237-254, S. 242

¹⁷¹ Leimberg, Ingeborg: Hard Times. Zeitbezug und überzeitliche Bedeutung. – In: Groß, Konrad (Hg.): Der englische soziale Roman im 19. Jahrhundert. Darmstadt: 1977, S. 269-308., S. 269

¹⁷² Groß, Konrad: Der viktorianische Sozialroman, a.a.O., S. 12

¹⁷³ Groß, Konrad: Der viktorianische Sozialroman, a.a.O., S. 13

Schicksal der Armen zu mildern und gleichsam demokratisch-sozialistische Tendenzen zu unterbinden. Damit war das ursprüngliche Ziel der Hauptvertreter des englischen Sozialromans, systemweite Umwälzungen zu initiieren beziehungsweise voranzutreiben, endgültig in den Hintergrund geraten.

6.3 Heinrich Heine – Journalismus mit literarischem Mehrwert

Wie Dickens wurde auch Heinrich Heine (1797-1856) lange Zeit vorrangig als Dichter und Literat gelesen, während seine Leistungen auf dem und für das Terrain des Journalismus unberücksichtigt blieben – ein Umstand, der sich auch noch in der gegenwärtigen Wahrnehmung findet: „In Deutschland wird Heine gern zerlegt in den innigen, träumerischen, gefühlvollen, tiefgründigen Dichter hier und den extrovertierten, realitätsbewussten, rationalen, oberflächlichen Journalisten dort, wenn letzterer überhaupt zur Kenntnis genommen wird.“¹⁷⁴ Hier zeigt sich im Übrigen einmal mehr die Problematik eines Rezeptionsansatzes, der Literatur und Journalismus als strikt einander ausschließende Formen der Publizistik begreift, hierarchisch gliedert und folglich die Möglichkeit einer fruchtbaren Zusammenführung von Elementen beider Gattungen exkludiert. Gerade aber Heines Beiträge für die Augsburger *Allgemeine Zeitung* sind ein Beleg für die geglückte Synthese journalistischer Techniken und literarischer Textgestaltung.

Die *Allgemeine Zeitung* wurde am Ende des 18. Jahrhunderts vom Großverleger Johann Friedrich Cotta gegründet und erschien nach einigen Ortswechseln des Verlages mit Anfang September 1810 in Augsburg. Sie galt damals als eine der einflussreichsten Zeitungen. Ende der 1820er Jahre, als Heine für die Monatszeitschrift *Neue allgemeine politische Annalen* schrieb, lernte er den Chefredakteur der *Allgemeinen Zeitung*, Gustav Kolb, kennen, wodurch die Weichen in Richtung Mitarbeit beim von ihm sehr geschätzten Blatt gestellt waren.¹⁷⁵ Im Mai 1831 begab sich der Schriftsteller nach Paris,

¹⁷⁴ Pöttker, Horst: Heines Tagesberichte für die „Allgemeine Zeitung“, a.a.O., S. 30

¹⁷⁵ Vgl. Zhao, Leilian: Gesellschaftskritik in Heines Lutezia. Unter besonderer Berücksichtigung der chinesischen Heine-Rezeption. Frankfurt/Main: 2004, S. 34f

wobei sein Aufenthalt, der schließlich zum Exil werden sollte, vorerst nur als vorübergehend geplant war. Im Oktober desselben Jahres trat Heine in Kontakt mit Cotta und bot ihm an, Korrespondentenberichte für das angesehene Medium beizusteuern. Das Ergebnis waren die *Französischen Zustände*, eine Serie von Berichten vor, während und nach dem Pariser Juni-Aufstand von 1832. Unter demselben Titel kamen die Artikel ein Jahr später in leicht abgeänderter Form auch als Buch heraus.

6.3.1 *Französische Zustände*

Horst Pöttker hat in einem im Jahr 2000 veröffentlichten Aufsatz die *Französischen Zustände* auf ihren Reportagecharakter hin analysiert und ist zu folgender Schlussfolgerung gekommen: „Ausschlaggebend für die Tagesberichte dürfte gewesen sein, dass ihr Autor Ohren- und Augenzeuge eines höchst bewegenden Ereignisses wurde, das aus einem kreativen Journalisten mit dem Berufsverständnis des Vermittlers die Reportageform quasi heraustreiben musste.“¹⁷⁶ Heines Zeitungsbeiträge würden die vier wesentlichen Authentizitätsmerkmale des Genres – nämlich Simultanität, Subjektivität, Präzision und Atmosphäre (siehe Kapitel 2.2.2) – aufweisen, so seine Argumentationslinie. Tatsächlich lesen sich die Briefe über weite Strecken als dokumentarische Erlebnisberichte, als authentische Darstellung exakt beobachteter Ereignisse.

Anders als bei Dickens standen bei Heine nicht tatsächengestützte Enthüllungen im Dienste sozialreformerischer Anliegen im Vordergrund, sondern die Verbindung von Empirie und Ästhetik. Scheinbar für den Gegenstand des Berichts irrelevante Eindrücke wie Wetterverhältnisse, der Zustand der Straßen oder Details der Kleidung verleihen den Texten ein hohes Maß an Glaubwürdigkeit und weisen den Verfasser, der übrigens trotz aller Objektivitätsbemühungen die Subjektivität seiner Wahrnehmungen durch die Anwendung der Ich-Form keinesfalls kaschiert, als Zeuge vor Ort aus. Im Artikel vom 11. Juni 1832 zeigt sich darüber hinaus exemplarisch Heines Absicht der präzisen Recherche, indem er – um die Vorgänge während einer

¹⁷⁶ Pöttker, Horst: Heines Tagesberichte für die „Allgemeine Zeitung“, a.a.O., S. 44

Heeresschau besser überblicken zu können – nach einer möglichst guten Beobachterposition trachtet:

„Ein wunderschönes Wetter begünstigte die gestrige Heerschau. [...] Um ein Uhr gelangten Se. Majestät mit Ihrem Generalstab in die Nähe der Porte-Saint-Denis, wo ich auf einer umgestürzten Therme stand, um genauer beobachten zu können. [...] Er [der König] hat sich sehr verändert, seit ich ihn diesen Winter auf einem Ball in den Tuileries gesehen. Das Fleisch seines Gesichtes, damals rot und schwellend, war gestern schlaff und gelb, sein schwarzer Backenbart war jetzt ganz ergraut [...].“¹⁷⁷

Dort, wo der Autor sich nicht bloß auf die Unmittelbarkeit persönlicher Erfahrung verlassen konnte, zog er zusätzliche Informationen heran, wobei er im Falle sich widersprechender Auskünfte seine Quellen offenlegte und auf die betreffenden Unstimmigkeiten hinwies. Im mit 7. Juni 1832 datierten Brief berichtet er von einem Besuch auf der Rue St. Martin, die tags zuvor Schauplatz der Kämpfe gewesen ist:

„An beiden Enden der Straße hörte ich die Anzahl der ‚Patrioten‘, oder wie sie heute heißen, der ‚Rebellen‘, die sich dort geschlagen, auf fünfhundert bis tausend angeben; jedoch, gegen die Mitte der Straße ward diese Angabe immer kleiner, und schmolz endlich bis auf fünfzig. Was ist Wahrheit! sagt Pontius Pilatus. – Die Anzahl der Linientruppen ist leichter zu ermitteln; es sollen gestern (selbst dem Journal des Débats zufolge) 40.000 Mann schlagfertig in Paris gestanden haben. Rechnet man dazu wenigstens 20.000 Nationalgarden, so schlug sich jene Handvoll Menschen gegen 60.000 Mann.“¹⁷⁸

Heine zog also auch Sekundärquellen zwecks Stichhaltigkeit seiner Angaben heran und übte gegebenenfalls Quellenkritik, wenn die eingeholten Daten divergierten.

¹⁷⁷ Heine zit. n. Pöttker, Horst: Heines Tagesberichte für die „Allgemeine Zeitung“, a.a.O., S. 38

¹⁷⁸ Heine zit. n. Pöttker, Horst: Heines Tagesberichte für die „Allgemeine Zeitung“, a.a.O., S. 37

6.3.2 *Lutetia*

In *Lutetia*, einer Sammlung von Pariser Briefen, die der Korrespondent zwischen 1840 und 1848 ebenfalls für die *Allgemeine Zeitung* schrieb, thematisierte Heine sein Selbstverständnis als Vermittler zwischen Journalismus und Literatur explizit: Seine Texte seien „zugleich ein Produkt der Natur und der Kunst“¹⁷⁹, betont er im *Zueignungsbrief* an „seine Durchlaucht, den Fürsten Pückler-Muskau“, den er der 1854 erstmals veröffentlichten Buchfassung voranstellte. Nicht verwunderlich, wenn Nikolaus Miller meint: „Die ‚Lutetia‘ ist die schlagende Widerlegung des Dogmas von der Unvereinbarkeit von Dichtung und Journalismus.“¹⁸⁰

Insgesamt entstanden im Zeitraum von acht Jahren 82 Artikel in dieser spezifischen Form der journalistischen Prosa. Die meisten davon wurden zwischen 1840 und 1843 geschrieben, wobei einige davon nicht in die Zeitung genommen wurden. Was die spätere Buchfassung betrifft, fanden darin 68 Briefe Eingang, wobei Heine einerseits die – oft durch Zensurbestimmungen beziehungsweise Selbstzensur erfolgten – stilistischen Eingriffe der Redaktion rückgängig machen wollte, andererseits die gebundene Fassung von allzu tagesaktuellen Bezügen wie einzelnen Personen, Vorgängen oder Themen befreite, um ihr so eine etwas zeitlosere Struktur zu geben.¹⁸¹ Haas verweist jedoch darauf, dass derlei „Poetisierung“ wenig am empirischen und enthüllenden Charakter seiner Schilderungen der Pariser Zustände geändert habe.¹⁸²

Inhaltlich bilden Heines Artikel die unterschiedlichsten Sphären der französischen Hauptstadt ab. Politik, Wirtschaft und Militär gehören ebenso in den Reigen seiner Wirklichkeitsausschnitte wie Gesellschaft und Kulturleben. Sie bieten Einblicke in den Parlamentsablauf, umkreisen die Funktion und

¹⁷⁹ Heine, Heinrich: *Lutetia*. Berichte über Politik, Kunst und Volksleben. – In: Ders.: *Sämtliche Schriften* 5, hrsg. v. Klaus Briegleb. München: 1997, S. 217-548, S. 239

¹⁸⁰ Miller zit. n. Haas, Hannes: Die hohe Kunst der Reportage. Wechselbeziehungen zwischen Literatur, Journalismus und Sozialwissenschaften. – In: *Publizistik* 3/1987, S. 277-294, S. 281

¹⁸¹ Vgl. Zhao, Leilian: Gesellschaftskritik in Heines *Lutetia*, a.a.O., S. 38f

¹⁸² Vgl. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 197

das Naturell von König Ludwig Philipp und thematisieren den Machtkampf zwischen den beiden Premierministern Guizot und Thiers. Gleichzeitig liegen die missliche Situation der Unterprivilegierten sowie die dräuende Revolutionsgefahr aufgrund der zunehmenden sozialen Gegensätze im Fokus. Als distanzierter Beobachter oder „müßiger Flaneur“¹⁸³, wie er sich im XXXVII. Brief vom 11. Dezember 1841 selbst bezeichnet, erkundete Heine sowohl die prachtvollen Arrondissements der Metropole als auch die Arbeiterviertel in den Vororten, wobei ihm die ermittelten Tatsachen oft Anlass für assoziative Räsonnements waren.

Dass Heine bei allem ästhetischen Anspruch auf den Dokumentarcharakter seiner Journalbeiträge beharrte, zeigt der von ihm im *Zueignungsbrief* gebrauchte Vergleich seiner Arbeitsweise mit dem Verfahren der Fotografie, die einige Jahre zuvor von Louis J. M. Daguerre erfunden worden war. Ebenso wie der Fotograf, dem die Fähigkeit zur unverzerrten Wirklichkeitsabbildung zugeschrieben wird, gelte es für den Berichterstatter größtmögliche Detailtreue zu wahren:

„Ein ehrliches Daguerreotyp muss eine Fliege ebensogut wie das stolze Pferd treu wiedergeben, und meine Berichte sind ein daguerreotypisches Geschichtsbuch, worin jeder Tag sich selber abkonterfeite, und durch die Zusammenstellung solcher Bilder hat der ordnende Geist des Künstlers ein Werk geliefert, worin das Dargestellte seine Treue authentisch durch sich selbst dokumentiert.“¹⁸⁴

Diese mit einem bestimmten Erkenntnisinteresse durchgeführten Milieustudien und deren Anordnung zu einem lebendigen Panorama, dessen Hauptaugenmerk auf der „sozialen Bewegung“ als eine Art Leitfaden liegt¹⁸⁵, rücken Heine nicht nur in die Nähe der späteren Sozialwissenschaft, sondern zeigen ihn ebenso als wesentlichen Impulsgeber für die Heranbildung jener Recherche-Instrumentarien, welche die Sozialreporter für ihre Realitätserkundungen einsetzten.

¹⁸³ Heine, Heinrich: *Lutetia*, a.a.O., S. 373

¹⁸⁴ Heine, Heinrich: *Lutetia*, a.a.O., S. 239

¹⁸⁵ Vgl. Zhao, Leilian: Gesellschaftskritik in Heines *Lutezia*, a.a.O., S. 42

Horst Pöttker führt die Paris-Berichte gar als Beleg gegen Michael Hallers Behauptung an, die Professionalisierung und Standardisierung des Journalistenhandwerks – und parallel dazu die moderne Zeitungsreportage – träten erst mit der ökonomisch und technisch bedingten Entwicklung der Massenpresse in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Erscheinung.¹⁸⁶ Heines Artikel für die *Allgemeine Zeitung* ab 1830 würden – ganz im Gegenteil – Merkmalskombinationen aufweisen, die bereits ein Genre konstituierten, das heutzutage Reportage genannt werde.¹⁸⁷ Hallers Argumentationslinie kann sich Pöttker nur insofern anschließen, als zur „Verbreitung und Durchsetzung der bereits geprägten Reportageform als professioneller Standard“ die Massenpresse nach 1850 dann sicher beigetragen habe.¹⁸⁸ Für Paul Fechter ist Heine gar „der erste wesentliche journalistische Typus des neuen Jahrhunderts“¹⁸⁹.

Schließlich soll hier nicht unerwähnt bleiben, dass Heine auch in seinem übrigen literarischen Schaffen die soziale Wirklichkeit, Empirisches und Authentisches zu seinem Gegenstand erkoren hatte: „Vor Heine waren statt politischen und gesellschaftspolitischen Themen alle großen Themen der Seele wie individuelle Entwicklung, Natur, Liebe, Verklärung der Vergangenheit, Märchen und Mythen, Ehre und Tod dominierend in der deutschen Literatur.“¹⁹⁰ Er wendete sich damit auch gegen die Programmatik der Weimarer Klassik, an der er kritisierte, dass diese in der Kunst eine „unabhängige zweite Welt“ schaffe, die selbstbezogen und damit ohne Bezug auf die Ansprüche der „ersten wirklichen Welt“ bestehe.¹⁹¹

¹⁸⁶ Vgl. Haller, Michael: Die Reportage, a.a.O., S. 41f

¹⁸⁷ Vgl. Pöttker, Horst: Heines Tagesberichte für die „Allgemeine Zeitung“, a.a.O., S. 44

¹⁸⁸ Pöttker, Horst: Heines Tagesberichte für die „Allgemeine Zeitung“, a.a.O., S. 45

¹⁸⁹ Fechter zit. n. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 196

¹⁹⁰ Zhao, Leilian: Gesellschaftskritik in Heines *Lutezia*, a.a.O., S. 29

¹⁹¹ Vgl. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 196

6.4 Emile Zola – Literarisierte Soziologie oder Die Gier nach Wirklichkeit

Noch deutlich näher an die Sozialreportage als Heine – und zwar nicht nur zeitlich, sondern vor allem das Methodenrepertoire betreffend – gelangte der Schriftsteller Emile Zola (1840-1902). Er gilt noch heute als einer der wichtigsten und bekanntesten Naturalisten Frankreichs.

6.4.1 Naturalismustheorie und *Le Roman Experimental*

Der Naturalismus etablierte sich im ausgehenden 19. Jahrhundert und erweiterte die Wirklichkeitsdarstellung des Realismus à la Dickens um den Faktor der wissenschaftlichen Exaktheit. Naturwissenschaftliche Erkenntnisse wurden mit der „sozialen Frage“ verbunden, indem bevorzugt das Hässliche, Triebhafte und Alltägliche in größtmöglicher Genauigkeit dargestellt werden sollte. Großen Einfluss auf die literarische Strömung hatte die Milieutheorie des Philosophen Hippolyte Taine, welche den Menschen aus seinen übernatürlichen Bindungen löste und als Produkt seiner Umwelt und Umgebung begriff. Durch die soziale und biologische Determiniertheit und eingebettet in historische Abläufe wird demnach das individuelle Handlungsspektrum erheblich begrenzt. Auch Darwins Evolutionstheorie und Auguste Comtes Lehre des Positivismus, wonach nur das Erfahr- und Beweisbare als Gegenstand der Wissenschaften zu gelten haben, schlugen sich im naturalistischen Kunstverständnis nieder. Seinen Anhängern ging es darum, „die gesellschaftlichen Zustände ihrer Zeit und die durch Vererbung und Lebensbedingungen bestimmten Schicksale der Menschen [...] ohne Verklärung und leidenschaftslos und objektiv darzustellen“¹⁹².

Zola selbst hat mit seiner programmatischen Schrift *Le Roman Experimental* (dt.: Der Experimentalroman), die 1880 erschien, eine Art naturalistische Doktrin formuliert. Ausgehend von einer Grundidee, die Naturwissenschaftler, Mediziner und Romanciers gleichsetzt, sieht Zola den schöpferischen Akt des Erzählens als regelmäßig ablaufendes und jederzeit wiederholbares

¹⁹² Suchanek-Fröhlich zit. n. Delemeschignig, Petra: Emile Zola und der Journalismus. Wien: 2004, S. 33

Laborexperiment, das zu wissenschaftlich fundierten Ergebnissen führt. Die Rolle des Autors ist dabei lediglich jene des Protokollführers und Archivars, der die beobachteten Fakten emotionsfrei festhält und jedes Dokument zur Darstellung seiner Epoche bewahrt.¹⁹³ Hier sei einmal mehr daran erinnert, dass auch die Meister der Sozialreportage ihre Artikel mit wissenschaftlichem Material unterfütterten, die ihre Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit faktisch rechtfertigen sollten.

6.4.2 Manischer Rechercheur und nimmersatter Beobachter

Als geradezu vorbildlich für die Sozialreporter müssen Zolas Recherche-Expeditionen in die unterschiedlichsten Milieus in und um Paris bezeichnet werden. Sie bildeten die stoffliche Grundlage für seine Romane. Einem Soziologen gleich drang der Autor dabei in die Lebenswirklichkeit von Bevölkerungsgruppen ein, die in der öffentlichen Auseinandersetzung üblicherweise keine Beachtung fanden. Indem er die Probleme an Ort und Stelle aufspürte, zeigte er – wie Mercier und Pezzl – seinen Lesern die vermeintlich exotischen Winkel ihrer Stadt, an denen sie täglich ahnungslos vorbeigingen. Anhand von zahlreichen, authentisch protokollierten Einzelheiten versuchte er die dahinterstehenden sozialen Strukturen zu analysieren:

„Was immer auch der Gegenstand, das Thema, der Zeitpunkt und der Ort sei, Zola als nimmersatter Beobachter, als vorzüglicher Koster der gesehenen und gehörten Dinge, konzentriert seine ganze Aufmerksamkeit auf die Realität, ständig auf der Suche nach typischen Einzelheiten, um zu verstehen, wie die Dinge vor sich gehen, wie sie funktionieren, welche Regeln und Zwangsläufigkeiten das gesellschaftliche Spiel beherrschen, und auch, wie es manchmal aus dem Gleis gerät.“¹⁹⁴

¹⁹³ Vgl. Kautenburger, Monika Dorothea: Vom ‚roman experimental‘ zum ‚roman psychologique‘. Medizin und Psychologie in Romanen des ausgehenden 19. Jahrhunderts von Emile Zola bis zu Paul Bourget. Frankfurt/Main: 2003, S. 33-36

¹⁹⁴ Mitterand, Henri: Vorwort. – In: Zola, Emile: Frankreich. Mosaik einer Gesellschaft. Unveröffentlichte Skizzen und Studien, hrsg. u. kommentiert v. Henri Mitterand. Aus dem Französischen von Brigitte Pätzold. Wien, Darmstadt: 1990, S. 17-27, S. 19

Eine 1990 herausgegebene Sammlung¹⁹⁵ bisher unveröffentlichter Skizzen weist Zola als geradezu manischen Rechercheur aus. Knapp 600 Seiten geben eine Unmenge von Alltagsaugenblicken, Momentaufnahmen, Gesprächen, Skizzen, technischen oder geographischen Details wieder, die er vorerst auf lose Blätter kritzelte und später durch die Übertragung in Notizbücher – vergleichbar mit den Apodemikern – systematisierte. Bahnhöfe, Markthallen, Varietes, Kohlengruben, Fabriken, Bauern- und Bürgerhäuser, noble Boulevards und Arbeiterviertel hat Zola gleichsam mit dem Schreibgerät seziert. Penibel recherchierte er, unter welchen Umständen die feine Gesellschaft lebte und die arbeitende Bevölkerung ums Überleben kämpfte, wie das tägliche Treiben in den Gassen und Wirtshäusern, an der Börse, in den Salons und Bordellen sowie in der Stadt und auf dem Land verlief. Die enzyklopädischen Aufzeichnungen enthalten Informationen aller Art: Angaben über Preise, Löhne und Ausgaben der verschiedenen sozialen Schichten, Arbeitszeiten, die Bedingungen der Berufsausübung, Ernährung, Kleidung und Wohnverhältnisse, Freizeitgestaltung und Alltagskonflikte. Darüber hinaus legte Zola ethnographische Einträge über Rituale bei Geburten, Hochzeiten, Ehebrüchen oder Todesfällen an, forschte über persönliche Einstellungen zu Besitz, Geschlechtsleben oder Macht und beschrieb physische und psychische Auffälligkeiten oder Krankheitsbilder.

Viele dieser massenhaften Mosaikbausteine verwendete Zola für sein erzählerisches Hauptwerk, den 20 Bände umfassenden Zyklus *Rougon-Macquart*¹⁹⁶, wobei freilich – wie schon bei Dickens – darauf hingewiesen werden muss, dass die Wirklichkeit, die Zola in seinen Romanen abbildet, zwar auf authentischem Material beruht, aber gleichzeitig Kreation ist: „Die Realität ist ein Schein, der wirklich ist.“¹⁹⁷

¹⁹⁵ Zola, Emile: Frankreich. Mosaik einer Gesellschaft. Unveröffentlichte Skizzen und Studien, hrsg. u. kommentiert v. Henri Mitterand. Aus dem Französischen von Brigitte Pätzold. Wien, Darmstadt: 1990

¹⁹⁶ Für eine inhaltliche Zusammenfassung aller Rougon-Macquart-Romane vgl. z.B. Zola, Emile: Frankreich, a.a.O., S. 573-577 [=Teil des Anhangs]

¹⁹⁷ Rossum zit. n. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 146

Analog zu Balzacs *Comedie humaine* wollte Zola ein breit angelegtes, zeitgenössisches Panorama Frankreichs erschaffen. Zwischen 1871 und 1893 entstanden 20 Romane rund um die Familie Rougon-Macquart, deren Stammbaum und Lebensläufe ein vollständiges Bild der damaligen französischen Gesellschaft widerspiegeln sollten. Der monströse Reigen erstreckt sich über eine erzählte Zeit von fünf Generationen und verfügt über ein Personeninventar von rund 1.200 Figuren.¹⁹⁸ Im Folgenden soll mithilfe einiger Beispiele nun die Akribie der Zola'schen Recherchegänge, ja seine Gier nach Wirklichkeit veranschaulicht werden.

6.4.3 *Germinal*

Einer der wohl berühmtesten Romane aus der *Rougon-Macquart*-Reihe ist *Germinal* (1885), in dessen Mittelpunkt die Arbeitswelt der Kohlengrubenarbeiter steht. Hauptprotagonist ist der arbeitslos gewordene Maschinist Etienne Lantier, der gezwungen ist, eine Stelle in einem nordfranzösischen Bergwerk anzunehmen. Unerträgliche Arbeitsbedingungen, Ausbeutung durch die Grubenverwaltung, Unfälle durch unzureichende Schutzvorrichtungen und Kinderarbeit stehen dort auf der Tagesordnung, was Etienne nicht tatenlos hinnehmen will. Er zettelt einen Streik an, der sich über Monate hinzieht, schließlich viele Leben kostet und damit endet, dass die Bergwerksleute resignieren und wieder in die Gruben einfahren. Ein Sabotageakt fordert weitere Tote, Etienne kommt knapp mit dem Leben davon und verlässt den Ort in Richtung Paris.

Um den Alltag der Grubenarbeiter authentisch beschreiben zu können, wollte Zola das Leben in und um die Bergwerke mit eigenen Augen sehen oder besser am eigenen Leib erfahren. So arrangierte er im Vorfeld seines Romanprojekts einen Besuch der Stollen von Anzin. Kurze Zeit vor seinem einmonatigen Aufenthalt brach dort ein Streik der 12.000 Bergarbeiter aus. In Begleitung eines Ingenieurs fuhr Zola in die 675 Meter unter Tage liegende Grube Renard ein. In seinen vielseitigen Notizen schildert er etwa die Einfahrt

¹⁹⁸ Vgl. Delemeschning, Petra: Emile Zola und der Journalismus, a.a.O., S. 13

in den Schacht mittels Förderkorb und die Beschaffenheit der unterirdischen Schächte:

„Man sieht absolut nichts, nicht einmal die Holzverschalungen. Man kann die Leitungsführung selbst dann nicht erkennen, wenn man sie mit der Lampe anleuchtet, sie gleiten wie Schienengleise dahin: höchstens zwei Minuten, um 476 Meter hinabzusinken. Eine Minute, um hochzufahren. [...] Die Aufzugshalle ist lang, ziemlich breit, mit einem drei Meter bis drei Meter fünfzig hohen Gewölbe. Mit Ziegelsteinen vermauert. Vier frei brennende Lampen hängen vom Gewölbe herab. [...] Der Boden ist mit gusseisernen Platten ausgelegt, damit die Grubenhunde ohne weiteres in alle Richtungen gerollt werden können. Geräusche des Rollens, ständiges Tropfen im Schacht, Feuchtigkeit.“¹⁹⁹

Im fertigen Roman liest sich die Szene, in der Etienne das erste Mal in die Tiefe hinabgleitet, folgendermaßen:

„Als der Förderkorb endlich unten in einer Tiefe von fünfhundertvierundfünfzig Metern hielt, war Etienne erstaunt zu hören, dass die Einfahrt genau eine Minute gedauert hatte. [...] Der Förderkorb leerte sich. Die Arbeiter durchquerten die Anschlagbühne, eine weite, in das Gestein gehauene, gewölbeartig ausgemauerte und von drei großen, frei brennenden Lampen erleuchtete Halle. Lärmend rollten die Anschläger die vollen Karren über die Eisenplatten des Fußbodens. Die Mauern hauchten Kellerdunst aus [...]. Klaffend öffneten sich hier vier Stollen.“²⁰⁰

In den Notizbüchern folgen dann Details die Kohleförderung betreffend, Beschreibungen der Stollenverläufe, Aufzeichnungen über die Arbeit der Schlepper, der Aufseher, der Karrenjungen und Männer, die das Kohlegestein aus den Flözen schlagen. Zola notiert Einzelheiten von der Kleiderausstattung der Beschäftigten über die Funktionsweise von Maschinen bis hin zu Temperaturschwankungen mit exakten Gradangaben. Er lässt sich außerdem Pläne und technische Skizzen der Schächte anfertigen²⁰¹ und

¹⁹⁹ Zola, Emile: Frankreich, a.a.O., S. 398

²⁰⁰ Zola, Emile: Germinal. Aus dem Französischen übersetzt von Johannes Schlaf. Berlin: 1969, S. 34

²⁰¹ Vgl. Zola, Emile: Frankreich, a.a.O., S. 434

informiert sich über den genauen Tagesablauf eines Arbeiters, den er bis in die kleinsten Aspekte rekonstruiert: „Im Grubendorf stehen die Leute um 3 Uhr auf. Die Frau oder die älteste Tochter steht ebenfalls auf, um Kaffee zu kochen. [...] Die Bergleute gehen gern früh zur Baracke, um sich eine Viertelstunde oder zwanzig Minuten den Rücken zu wärmen. So können die zuerst Angekommenen einfahren.“²⁰² Zola vergisst nicht, die scheinbar lapidarsten Dinge wie etwa die Essgewohnheiten bis hin zur Menge der üblicherweise verspeisten Brotschnitten oder die Bestellrituale in den Schenken zu berücksichtigen, wobei er seine Beobachtungen mit statistischem Sekundärmaterial anreichert, wenn er angibt: „Unter den verheirateten Männern 5% Trinker, 20% unter den jungen Männern.“²⁰³

Dort, wo seine eigenen Wahrnehmungen nicht genügten, griff der Autor auf die journalistische Technik des Interviews zurück, spricht mit Vertrauensmännern wie Laurent²⁰⁴ oder dem Ingenieur Levy²⁰⁵, die ihn über ihre liebsten Freizeitbeschäftigungen wie Kegeln, Kartenspielen oder Hahnenkämpfe Auskunft geben. Außerdem kontaktierte Zola externe Quellen und las jede Menge Fachliteratur: Er informierte sich über die Berufskrankheiten von Bergarbeitern, über Frauenarbeit, Jugendkriminalität und über sozialistische Theorien. Ferner studierte er alle zugänglichen Artikel zur Streikbewegung von 1869 und besorgte sich inoffizielle Regierungsberichte über die Kohlekrise von 1874.²⁰⁶

Diese Synthese aus umfangreicher Vor-Ort-Recherche, Gesprächen mit Betroffenen, wissenschaftlichen Daten und Sekundärquellen erinnert signifikant an das Journalismuskonzept von Max Winter, dem Pionier der Sozialreportage – auch wenn Zola noch nicht die sozialwissenschaftliche Methode des Rollenspiels beziehungsweise der verdeckten teilnehmenden Beobachtung anwandte.

²⁰² Zola, Emile: Frankreich, a.a.O., S. 419

²⁰³ Zola, Emile: Frankreich, a.a.O., S. 420

²⁰⁴ Vgl. Zola, Emile: Frankreich, a.a.O., S. 417f

²⁰⁵ Zola, Emile: Frankreich, a.a.O., S. 427f

²⁰⁶ Vgl. Delemeschmig, Petra: Emile Zola und der Journalismus, a.a.O., S. 99

6.4.4 *Le Ventre de Paris* (Der Bauch von Paris)

Bereits für das dritte Buch des *Rougon Macquart*-Zyklus, den 1873 erschienenen Roman *Le Ventre de Paris* (dt.: Der Bauch von Paris), unternahm Zola eingehende „Forschungsreisen“ an die Handlungsschauplätze. Um den symbolischen Kampf zwischen den Wohlgenährten und Hungernden – oder im weiteren Sinne der kaisertreuen Bourgeoisie und den schlechtgenährten Demokraten – darzustellen, siedelte er die Ereignisse in den zentralen Markthallen, dem sogenannten Bauch von Paris, an. Der in der Vorstudie zum Roman gesammelte Stoff ist sehr umfangreich und präzise. Er umfasst die Topographie des Hallenviertels mit Plänen und einer Aufzählung von Straßen, die detaillierte Bestandsaufnahme der zum Verkauf angebotenen Waren, Anordnung und Betrieb der verschiedenen Hallen, Läden, Stände und Vorratsräume aller in den Markthallen vertretenen Handelsgattungen, administrative und kommerzielle Auskünfte über die Organisation des Verkaufs, Funktion und Bezahlung der ‚Versteigerer‘, der Träger, Inspektoren usw.²⁰⁷

Zolas Blick entging kaum etwas. Allein die Erkundung des Fischmarktes beispielsweise umfasst Angaben zur Beschaffenheit der einzelnen Stände, die Benennung und Beschreibung all der zum Verkauf angebotenen Fische und Wassertiere, ihrer Herkunft, Transport- und Lagerungsart, Notizen zu Tätigkeiten und Kleidung der Händler und ihrer Kundschaft sowie die Wiedergabe olfaktorischer Sinneseindrücke. Ähnlich scharfsichtig durchstreifte der damals etwas über 30-Jährige die Obst- und Blumenhallen, den Verkaufsbereich für Gemüse, Milchprodukte, Geflügel und Wild sowie die Fleischerei.²⁰⁸ Schließlich besitzt die Familie der Hauptperson von *Le Ventre de Paris*, Lisa Macquart, eine solche Fleischerei.

Zola wollte aber auch jene Winkel der Hallen auskundschaften, wo sich nicht die verlockende Ware türmte und die dem herkömmlichen Marktbesucher somit verborgen blieben. Also begab er sich in die Keller und Vorratsräume,

²⁰⁷ Vgl. Zola, Emile: Frankreich, a.a.O., S. 312

²⁰⁸ Vgl. Zola, Emile: Frankreich, a.a.O., S. 339-347

wo das Vieh geschlachtet, lebende Tiere bis zu ihrem Verkauf eingesperrt, wo Butter, Eier und Käse gelagert wurden und die Ratten herumliefen. Voller Ekel berichtet der Rechercheur etwa von seinem Besuch im Vorratskeller für Kaldaunen, also für die Eingeweide frisch geschlachteter Tiere:

„Längs der rue Rambuteau stehen die Hauklötze und Tische der Kaldaunenhändler. Zwei symmetrisch angeordnete Springbrunnen. Man präpariert hier auch die Schweinsköpfe, die abgekratzt werden müssen. Man spaltet die Hammelköpfe mit dem Beil, um Gehirn und Zunge herauszunehmen. Strömendes Blut. Der ekelerregende Blutgeruch im roten Schein des Gaslichts. Die Stiefel schmatzen beim Gehen im blutigen Schlamm. Ganz abscheulich.“²⁰⁹

In einem solchen Raum wird sich Lisa Macquart im Roman gegen einen Vergewaltigungsversuch wehren müssen.

Um das Treiben auch außerhalb der Öffnungszeiten verfolgen zu können, verbrachte Zola zudem eine Nacht in den Hallen, wo er stundenlang bis zum Morgengrauen zusah, wie die Gemüsebauern ihren Platz einnahmen, die Karren ausluden und die Stände nach und nach für den Verkauf geöffnet wurden.²¹⁰ Der Beobachter notierte nicht nur den Ablauf des Procedere, sondern auch Gesprächsfetzen, die er aufschnappen konnte. Ergänzt wurden diese Vor-Ort-Recherchen mit amtlichen Daten über die einzelnen Hallen, das Eröffnungsdatum, Standgebühren, Größe sowie Angebot und Nachfrage. So hielt Zola etwa fest: „Halle Nr. 12, Butter, Eier, Käse, gekochtes Fleisch, Bäckerei, Haushaltsgeräte, 26. Oktober 1857; 243 Stände von 4 m² zu 75 Centimes pro Tag.“²¹¹ Und wenig später heißt es, dass in der genannten Halle sich Kartoffeln, Zwiebeln, Butter, Eier und Käse schlecht verkaufen, hingegen mit gekochtem Fleisch gute Geschäfte gemacht würden.²¹²

So ergibt sich in Kombination von persönlichen Beobachtungen, nachrecherchiertem Zahlenmaterial und eigens erhobenen Daten ein

²⁰⁹ Zola, Emile: Frankreich, a.a.O., S. 353

²¹⁰ Vgl. Zola, Emile: Frankreich, a.a.O., S. 323-328

²¹¹ Zola, Emile: Frankreich, a.a. O., S. 335

²¹² Vgl. Zola, Emile: Frankreich, a.a.O., S. 336

eindringliches, authentisches, möglichst alle Nuancen abdeckendes Panorama des Pariser Markttreibens, in das Zola dann die Geschehnisse des Romans einbettete.

6.4.5 *L'Assomoir* (Der Totschläger)

Ebenfalls noch einige Jahre vor *Germinal* schrieb Zola mit *L'Assomoir* (dt.: Der Totschläger) jenes Werk, mit dem er erstmals einem breiten Publikum bekannt werden sollte. Der siebente der 20 *Rougon Macquart*-Romane, veröffentlicht 1879, kreist um die Themen Alkoholismus, Brutalität und Wohnungselend. Am Ende finden die beiden Hauptprotagonisten Coupeau, der nach einem Unfall als Dachdecker zu trinken beginnt, und seine Frau Gervaise, die eine kleine Wäscherei besitzt, den Tod. Angesiedelt ist der Roman in einem Pariser Arbeiterviertel rund um die Rue de la Goutte d'Or. Zola hatte „im Vorfeld wie gewohnt äußerst sorgfältige soziologische und lexikografische Untersuchungen“²¹³ angestellt. Er durchforstete die Gegend auf mehreren Streifzügen, fertigte Skizzen von Straßen und Wohnhäusern, Geschäften und Gaststuben an und beschrieb das Volk, das er in diesem Handwerkerbezirk antraf: Blumenmacherinnen, Kettenmacher oder – siehe die beiden Hauptfiguren – Dachdecker und Wäscherinnen. Um den Alltag von Gervaise glaubhaft darstellen zu können, schaute sich Zola die Arbeitsräume und Tätigkeiten in einem Waschhaus genau an. In seinen Notizen hielt er, teilweise nur stichwortartig, nicht nur die Einrichtung der Läden fest, sondern ließ sich die unterschiedlichen Bügeleisen – vom Haubeneisen über das Standeisen bis hin zum Tolleisen – und ihre Funktionen beschreiben.

„Eine ganz in Stärke getauchte Haube wird unter dem Haubeneisen glatt. Für die mit Rüschen besetzte Passe ein kleines längliches Standeisen mit Untersatz. Man bearbeitet sie erst flüchtig, zieht die Spitzen mit der Hand lang, leichter Strich mit dem nicht zu heißen Bügeleisen; dann die Bänder flach auf dem Tisch, die Innenseite der Haube, die Passe und die Röhrenfalten auf dem Haubenstock, Stück für Stück.“²¹⁴

²¹³ Sacquin, Michele: Recherchen vor Ort. Emile Zolas Skizzen für seinen Arbeiterroman „Der Totschläger“. – In: Ganz unten. Die Entdeckung des Elends, hrsg. v. Werner Michael Schwarz, Margarethe Szeless u. Lisa Wögenstein. Wien: 2007, S. 61-63, S. 62 (=Katalog zur gleichnamigen Sonderausstellung des Wien Museums, 14. Juni bis 28. Oktober 2007)

²¹⁴ Zola, Emile: Frankreich, a.a.O., S. 377

Zudem machte er sich über den Lohn der Angestellten kundig. Demnach erhielt eine Wäscherin damals 3,50 Francs am Tag inklusive Kaffee zu Mittag und Wein am Nachmittag. Plätterinnen verdienten 55 Sous täglich. Außerdem beschaffte er sich eine Liste mit den Kosten, die die Kundschaft für das Waschen und Bügeln eines Kleidungsstücks bezahlen musste. Diese reichten von 60 Centimes für einen Unterrock oder zwei Paar Gardinen bis zu 5 Centimes für Socken oder eine Nachthaube.²¹⁵ Außerdem las er ergänzend Fachliteratur über die Lebensverhältnisse der Arbeiterschaft und lernte darüber hinaus sogar den Dialekt der Arbeiter, das Argot, um seinem Werk größere Authentizität zu verleihen.²¹⁶

Michele Sacquin weist jedoch darauf hin, dass Zola – wie bereits erwähnt – die Ergebnisse seiner aufwendigen Expeditionen freilich nicht eins zu eins in sein belletristisches Schaffen integrierte, sondern die Realität gewissermaßen zerlegte und als Literatur neu zusammensetzte. Dies zeige sich auch im *L'Assomoir*: So baute der Autor etwa ein Haus in der Rue Goutte d'Or als Schauplatz ein. Doch während der Innenhof des Gebäudes in Wirklichkeit auf allen vier Seiten vom restlichen Wohnkomplex hermetisch abgetrennt war, wird er im Roman mit Durchgängen und Öffnungen beschrieben.²¹⁷

Nichtsdestotrotz muss Zolas literarische Soziologie beziehungsweise soziologische Literatur – je nach Blickwinkel – nicht nur im Zusammenhang mit der Sozialreportage genannt werden, sondern zusätzlich darauf hingewiesen werden, dass seine Recherchemethodik sowie der gesellschaftsverändernde Impetus seines Schaffens dem der Sozialreportage in kaum etwas nachsteht. Seine journalistischen Leistungen nur im Zusammenhang mit dem publizistisch-kämpferischen Einsatz die hinlänglich bekannte Dreyfus-Affäre²¹⁸ – Stichwort „J'accuse!“ – betreffend anzuerkennen, wäre daher weit zu kurz gegriffen. Mit seinen auf

²¹⁵ Vgl. Zola, Emile: Frankreich, a.a.O., S. 377f

²¹⁶ Vgl. Delemeschnig, Petra: Emile Zola und der Journalismus, a.a.O., S. 95

²¹⁷ Sacquin, Michele. Recherchen vor Ort, a.a.O., S. 63

²¹⁸ Vgl. z.B. Delemeschnig, Petra: Emile Zola und der Journalismus, a.a.O., S. 54-83

wissenschaftlich-empirischen Techniken basierenden Romanen lieferte Zola die „Autopsie seiner Epoche“²¹⁹, seine auf unermüdlichen Recherchegängen angefertigten Notizen offenbaren „in aller Eile zu Papier gebrachte Reportage[n]“²²⁰, die „ein außerordentlich weitgespanntes und kohärentes Spiegelbild der französischen Gesellschaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“²²¹ ergeben.

²¹⁹ Siegel zit. n. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 215

²²⁰ Mitterand, Henri: Vorwort, a.a.O., S. 18

²²¹ Mitterand, Henri: Vorwort, a.a.O., S. 18

7 Auf dem Weg zur Sozialreportage – Sozialwissenschaftliche Innovationen

Parallel zur Einübung des Tatsachenblicks auf dem Gebiet der Literatur entwickelte sich ab dem späten 18., vor allem aber im 19. Jahrhundert ein weiteres Analyse- und Beschreibungsmodell für den gesellschaftlichen Status quo: die Sozialwissenschaft. Deren erste Vertreter verwendeten zwar ebenso vom Journalismus inspirierte Alltagstechniken wie Beobachtung, Vor-Ort-Recherche und Befragung, verzichteten aber weitgehend auf die für ein breites Publikum abgestimmten narrativen Vermittlungsstrategien. Im Gegensatz zur Schriftstellerei ging es bei diesen ersten sozialwissenschaftlichen Untersuchungen weniger um die Erzählbarkeit sozialer Wirklichkeit, sondern um die Erarbeitung umfangreichen Datenmaterials und dessen Verwendung in Sekundäranalysen. Die Pioniere der Sozialwissenschaft modifizierten einerseits zwar Methoden, die bereits der Journalismus und die Literatur erarbeitet hatten, für ihre Zwecke, entwickelten andererseits aber neue Verfahren, die wiederum wichtige Impulse für den Journalismus darstellten – und insbesondere für die Sozialreportage als eine Art Werkzeugschmiede gelten können. Im Folgenden sollen einige solcher Errungenschaften beispielhaft mit dem Ziel umrissen werden, die behaupteten kohärenten Entwicklungsmuster im Zuge der Genese der Sozialreportage zu belegen.

7.1 Frühe sozialwissenschaftliche Versuche

Keimzelle der frühen sozialwissenschaftlichen Versuche war einmal mehr England – und hier vornehmlich London. Als einer der ersten befasste sich der Statistiker Arthur Young (1741-1820) auf diese Weise mit der Situation der englischen und irischen Bauern im ausgehenden 18. Jahrhundert. Bereits in seinen 1767 erschienenen *Farm Letters* versuchte er die Lebensumstände der britischen Landbevölkerung dadurch zu beschreiben, dass er „mittels eines von ihm erstellten Budgets [eruierte], wieviel ein verheirateter

Landarbeiter mit drei Kindern zum täglichen Leben brauche“²²². Im selben Jahr publizierte Young *A six weeks tour through the southern counties of England and Wales*, den Bericht einer sechswöchigen Erkundungstour, im Zuge derer er sich ebenfalls mit den Löhnen und Bedürfnissen der Landarbeiter auseinandersetzte. Diese Arbeiten sowie die 1780 veröffentlichte Schrift *A Tour in Ireland* waren en gros noch „eher wirtschafts- und sozialpolitische Reisefeuilletons“²²³ als wissenschaftliche Studien. Allerdings beschrieb Young bereits individuelle Lebenswelten, die er in einen größeren Kontext einbettete, und reicherte diese mit Belegmaterial aus Haushaltsbudgets von staatlichen Behörden an.²²⁴ Für seine Reise in Irland wendete er zudem das Mittel der Befragung an, um näheres über die finanzielle Situation der Arbeiter zu erfahren: „Ich habe über diese Punkte manchen Herren Fragen vorgelegt.“²²⁵

Methodische Fortschritte in diesem Frühstadium der Sozialwissenschaft wurden etwa durch Sir Frederic Morton Eden (1766-1809) erzielt, der die soziale Lage der unteren Klassen Englands um die Jahrhundertwende untersuchte. Edens Erhebung *The State of the Poor or the History of the Labouring Classes in England* aus dem Jahr 1797 stellte insofern eine Erweiterung des Methodenpools dar, als der Verfasser neben der eigenen Beobachtung seine Informationen durch eigene Vertrauensleute und nach standardisierten Fragebögen sammelte. Dazu beauftragte er „eine sehr zuverlässige und intelligente Person, die mehr als ein Jahr damit zubrachte, von Ort zu Ort zu reisen, eigens zu dem Zweck, exakte Informationen nach einem Fragebogen, der ihr mitgegeben wurde, einzuziehen“²²⁶.

²²² Cepe, Andrea Maria: Von der „Apodemik“ zur Sozialreportage, a.a.O., S. 76

²²³ Zeisel, Hans: Zur Geschichte der Soziographie. – In: Jahoda, Marie u. Paul F. Lazarsfeld u. Hans Zeisel: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Frankfurt/Main: 1975, S. 113-142, S. 115

²²⁴ Vgl. Haas, Hannes: Die hohe Kunst der Reportage, a.a.O., S. 283

²²⁵ Young zit. n. Cepe, Andrea Maria: Von der „Apodemik“ zur Sozialreportage, a.a.O., S. 77

²²⁶ Eden zit. n. Zeisel, Hans: Zur Geschichte der Soziographie, a.a.O., S. 115

7.2 Mayhew, Weerth, Le Play – Galionsfiguren zwischen Journalismus und Soziologie

Wesentliche Impulse für die Sozialreportage aus dem Bereich der Wissenschaft lassen sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts verorten, wobei sich analog zu literarischen Entwicklungen wiederum England, Deutschland und Frankreich als zentrale Schauplätze der Innovationen festmachen lassen.

In England hatte sich nach ersten Gehversuchen von Young, Eden und Co. inzwischen auch der Staat um die systematische Erfassung der Lebensumstände von Landbevölkerung und städtischem Proletariat bemüht. Ab den 1830er Jahren beschäftigten sich spezielle parlamentarische Untersuchungsausschüsse, die „Royal Commissions“, mit den Folgen des Pauperismus. Um zu einem möglichst objektiven und abgerundeten Bild zu kommen, gab es neben der mündlichen Befragung einzelner Zeugen und Informanten, die übrigens großen Widerhall in der Presse fanden, auch Gruppenbefragungen und Diskussionen, die mit schriftlichen Berichten von Ärzten und Inspektoren kontextualisiert wurden. Dergestalt konnte die Bevölkerung nicht nur nach materiellen Kriterien kategorisiert, sondern darüber hinaus nach moralischen, gesundheitlichen und intellektuellen Gesichtspunkten beschrieben werden.²²⁷

7.2.1 Die offene Befragung

Nach einiger Zeit stellten sich die Vorgehensweisen der Kommissionen – und dabei hauptsächlich die standardisierten Fragebögen – bei der ungebildeten Schicht als nicht zielführend heraus. Das Instrumentarium zur Befragung der Betroffenen musste also erweitert respektive verfeinert werden. Grundlegende Impulse dafür lieferte der Journalist Henry Mayhew (1812-1887). Nachdem seinen beiden selbst gegründeten Magazinen *Punch Magazine* und *Iron Times* wenig Erfolg beschieden war, begann Mayhew ab 1849 beim *Morning Chronicle* zu schreiben. Dort arbeitete er gemeinsam mit Kollegen an einer Artikelserie, die – ausgehend von den Folgen der damals grassierenden Cholera – die Lebensverhältnisse der Armen unter die Lupe

²²⁷ Vgl. Cepe, Andrea Maria: Von der „Apodemik“ zur Sozialreportage, a.a.O., S. 80

nahm. Während sich der Rest des Teams um das restliche England und Wales kümmerte, inspizierte Mayhew die Hauptstadt.²²⁸ Seine Beiträge wurden zwei Jahre später unter dem Titel *London Labour and the London Poor*²²⁹ in Buchform herausgegeben. Darin schilderte er

„Arbeit und Armut des Londoner Straßenvolks, die Zustände in den Werks- und Arbeitshäusern, die Bemühungen philanthropischer Vereinigungen zur Linderung der Not, das Publikum bei den sogenannten ‚Rattenkämpfen‘, in das sich auch Angehörige der besseren Schichten mischten oder die mühevolle Tätigkeit der Straßenkehrer und Kanalräumer.“²³⁰

Mayhew erhob für seine Erkundungen selbstständig Datenmengen, katalogisierte etwa die Tages- und berechnete die Durchschnittseinkommen von Müllmännern und Straßenclowns, die Menge Brot, welche in Obdachlosenstätten oder die Menge an Fisch, welche auf den Straßen verzehrt wurde. Er hielt die Menge an Kot fest, die ein Pferd täglich fallen ließ, und eruierte, woraus sich der Londoner Abfall zusammensetzte. Seine Tabellen informierten über den jährlichen Verkauf von Blumen, Bäumen oder Sträuchern auf den Märkten der Hauptstadt oder welche Berufsgruppen sich durch über- beziehungsweise unterdurchschnittlichen Alkoholkonsum auszeichneten.²³¹

Was Mayhew im Vergleich zu seinen Mitstreitern auszeichnete, war seine Art der Befragung: Er wandte erstmals das Mittel des „non-directive interview“ an.²³² Durch die offene Befragung gelang es, die „Geschichte des Volkes, vom Volk selbst erzählt, zu veröffentlichen, da es eine wortgetreue

²²⁸ Vgl. Stangl, Matthias: Armut im Journalismus, a.a.O., S. 28

²²⁹ In dt. Übersetzung verfügbar als Mayhew, Henry: Die Armen von London, hrsg. v. Hans Magnus Enzensberger. Frankfurt/Main: 1996

²³⁰ Schwarz, Werner M. u. Margarethe Szeless u. Lisa Wögenstein: Bilder des Elends in der Großstadt (1830-1930). – In: Ganz unten. Die Entdeckung des Elends, hrsg. v. Werner Michael Schwarz, Margarethe Szeless u. Lisa Wögenstein. Wien: 2007, S. 9-17, S. 13 (=Katalog zur gleichnamigen Sonderausstellung des Wien Museums, 14. Juni bis 28. Oktober 2007)

²³¹ Rosador, Kurt Tetzeli von: Henry Mayhews Vielstimmigkeit. – In: Mayhew, Henry: Die Armen von London, hrsg. v. Hans Magnus Enzensberger. Frankfurt/Main: 1996, S. 361-381, S. 374

²³² Vgl. Maus, Heinz: Zur Vorgeschichte der empirischen Sozialforschung. – In: König, Rene: Handbuch der empirischen Sozialforschung. Band 1: Geschichte und Grundprobleme. Stuttgart: 1973, S. 21-56, S. 27

Beschreibung seiner Arbeit, seiner Einkünfte, seiner Entbehrungen und seiner Leiden in seiner eigenen ‚ungeschminkten‘ Sprache bietet [...]“²³³, wie Mayhew in der Einleitung seines ersten Bandes eines seiner Ziele formulierte. Damit erklärte der Verfasser die Sprache selbst zum „Kultur- und Untersuchungsgegenstand“²³⁴. Seine Beiträge lesen sich oft als seitenlange Monologe von Näherinnen, Tischlern, Kanalarbeitern, Spielzeugmachern, Straßencloowns etc. in ihrer jeweils eigenen Diktion. Folglich eröffnete Mayhew damit den staatlichen Kommissionen und Sozialenqueten eine Möglichkeit, Ausmaß und Folgen der Armut abseits vorgefertigter Fragebögen zu ergründen. Die Tatsache allein, dass rund 50 Jahre später die Sozialreporter das narrative Interview als eine der wesentlichen Strategien bei ihrer Wirklichkeitserkundung und die Verwendung von Umgangssprache als Vermittlungstechnik gebrauchten, zeigt Mayhews Leistungen für das Genre.

7.2.2 Das Rollenspiel

In Deutschland leistete Georg Weerth (1822-1856) wichtige Pionierarbeit. In Anlehnung an Friedrich Engels’ kurz zuvor entstandene Schrift über *Die Lage der arbeitenden Klassen in England* verfasste der gelernte Kaufmann, der mit Engels befreundet war, Mitte der 1840er Jahre seine *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten*. Der Autor bereitete die zwischen 1843 und 1847 erschienenen Zeitschriftenartikel bereits 1848 für eine geplante Buchpublikation vor, die allerdings erst 1957 in der DDR realisiert wurde. Wie Heine seine *Lutetia*-Beiträge arbeitete auch Weerth die Skizzen für die gebundene Fassung erheblich um.²³⁵

Bedeutung für die Sozialreportage hat vor allem das Kapitel mit dem Titel *Die englischen Arbeiter*. Weerth setzte die individuellen Auswirkungen der Armut in Beziehung zu ökonomischen, soziologischen und historischen Strukturen.

²³³ Mayhew, Henry: *Die Armen von London*, a.a.O., S. 23

²³⁴ Schwarz, Werner M. u. Margarethe Szeless u. Lisa Wögenstein: *Bilder des Elends in der Großstadt (1830-1930)*, a.a.O., S. 13

²³⁵ Vgl. Vaßen, Florian: *Der einsame Fremde. Heinrich Heines und Georg Weerths englische Reiseliteratur*. – In: Füllner, Bernd: *Georg Weerth. Neue Studien*. Bielefeld: 1988, S. 44-87, S. 64f

Michael Geisler bezeichnet das Werk sogar als „Rohguss der Reportage“²³⁶ und verweist auf die qualitativen Besonderheiten, die inhaltlich durch den Kurzschluss von Mikro- und Makroebene sowie in sprachlicher Hinsicht erzielt werden konnten:

„Das Bild von der Lage der Fabrikarbeiter, das so für den Leser entsteht, hat Hintergrund und Detail, Information und Spannung – Weerth macht aus einem reinen Tatsachenbericht ein Stück vergegenwärtigter Zeitgeschichte, das an Stimmigkeit und struktureller Ausgewogenheit der Einzelfacetten mit jeder literarischen Prosaform konkurrieren kann.“²³⁷

Weerth bestand ebenfalls auf die persönliche Inaugenscheinnahme dessen, was er später beschreiben wollte. Um unverfälschte Einblicke in die Lebensumstände des arbeitenden Volkes zu gewinnen, eignete er sich eine spezielle Methode an, um „noch mehr [zu] sehen, als was man auf einem flüchtigen Gange durch die schlechtesten Gassen einer Fabrikstadt zu bemerken pflegt“²³⁸. Er ermittelte sozusagen undercover, indem er sich mit einer falschen Identität ausstattete, dadurch seine wahren Absichten verschleierte und folglich möglichst unverfälschte Eindrücke seines Untersuchungsgegenstandes sammeln konnte. So schlüpfte er für Nachforschungen für das erwähnte Arbeiter-Kapitel etwa in die Rolle des Gehilfen eines Armenarztes und begleitete diesen auf seinen Runden durch die Elendsviertel und Obdachlosen Häuser in der 60.000 Einwohner zählenden Industriestadt Bradford.²³⁹ Weerth stellte also nicht nur „authentische Momentaufnahmen, Anekdoten und Stimmungsbilder neben Sozialreportage und Dokumentation sowie die Verbindung von poetischer und wissenschaftlicher Sprache [neben] Formulierungen aus der Umgangssprache“²⁴⁰, sondern lieferte zudem ein frühes Zeugnis der sozialwissenschaftlichen Technik des Rollenspiels vulgo der teilnehmenden Beobachtung, die 50 Jahre später und in weiterentwickelter Form zum Recherchestandard von Victor Adler und Max Winter gehören sollte.

²³⁶ Geisler, Michael: Die literarische Reportage in Deutschland, a.a.O., S. 220

²³⁷ Geisler, Michael: Die literarische Reportage in Deutschland, a.a.O., S. 228

²³⁸ Weerth zit. n. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 193

²³⁹ Vgl. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 193

²⁴⁰ Vaßen, Florian: Der einsame Fremde, a.a.O., S. 71

7.2.3 Das Inventar

Im Zusammenhang mit der Entstehungsgeschichte der Sozialreportage muss auch der Franzose Frederic Le Play (1806-1882) Beachtung finden. Wichtige Impulse setzte der Sohn eines Zollkontrolleurs nicht unbedingt in der Verfeinerung der Methodik, sondern in der Erweiterung des zu erhebenden Materials. Le Play machte von seinem 23. Lebensjahr an eine 15 Jahre lange Reise durch beinahe alle Länder des Kontinents. Die zahlreichen Protokolle, die er während seiner Aufenthalte etwa bei einem französischen Bauern oder einem Köhler in den Kärntner Bergen über deren Lebenswirklichkeit verfasste, verarbeitete er zu 36 Familienmonographien, die 1855 als *Les Ouvriers Europeens* (dt.: Die europäischen Arbeiter) herauskamen.

Deren Aufbau²⁴¹ folgt einem einheitlichen Schema: Nach einer Kurzcharakteristik aller Familienmitglieder das Alter, die Beschäftigung und Stellung im Haushalt betreffend und der Darstellung von moralischen und sittlichen Verhältnissen sowie der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern folgt eine umfassende Übersicht über das Jahresbudget der Familie, das nicht nur tatsächlich monetäre Einnahmen und Ausgaben berücksichtigte, sondern beispielsweise auch die Abnutzung des fixen Inventars in Geldbeträgen auszudrücken versuchte. Hans Zeisel bestreitet den eigentlichen Erkenntniswert der Monographien, da es Le Play nicht gelungen sei, unter Aussparung der Statistik dennoch „typische“ Familien auszuwählen, und er deshalb falsche Schlüsse aus seinen Untersuchungen gezogen habe. Die eigentliche Leistung seiner Arbeiten liege woanders:

„Le Play hat als erster die Bedeutung des ausführlichen Inventars, des Details, für die Soziographie erkannt. Neben den Zahlenreihen der offiziellen Enqueten wirkten die Le Playschen Monographien wie ein unmittelbares Abbild des Lebens selbst. Erfuhr man doch aufs genaueste Art und Zahl der Schlafstellen, der Bettpolster, des Kochgeschirrs und was es sonst an Hausrat gab.“²⁴²

²⁴¹ Vgl. Zeisel, Hans: Zur Geschichte der Soziographie, a.a.O., S. 122f

²⁴² Zeisel, Hans: Zur Geschichte der Soziographie, a.a.O., S. 123

Le Plays Verdienst liegt also in der Erkenntnis der fundamentalen Wichtigkeit von Inventar und Detail für die Sozialwissenschaft, von der später ebenfalls die Sozialreporter profitierten. Derart wurden erstmals genaue Angaben über Kleidung, Einrichtung oder Lebensmittel in der authentischen Erkundung individueller sozialer Gegebenheiten mitberücksichtigt. Anders als Zola, der einige Jahre darauf ähnlich akribische Recherchen für seinen *Rougon Macquart*-Zyklus unternahm, ging es in diesem Fall nicht um die Sammlung von Daten, welche die Grundlage für eine faktenreiche Fiktionalität bilden sollten, sondern um die rein wissenschaftliche Darstellung gesellschaftlicher Zustände anhand ausgewählter Lebensschicksale.

7.3 Nachwirkungen auf den deutschen Raum

In Frankreich waren es besonders katholische Forscher, die in ihren Monographien die Techniken Le Plays fortführten und damit die Sozialforschung für längere Zeit prägten.²⁴³ Was Deutschland betrifft, blieb Le Plays Einfluss gering²⁴⁴, da die soziale Wirklichkeit zunächst eine Domäne der Literatur und des Journalismus blieb – mit Ausnahme von Gottlieb Schnapper-Arndt (1846-1904). Zwar gab es bereits ab der Mitte des 19. Jahrhunderts einige Versuche von soziographischen Untersuchungen, doch fehlte es den Berichten an ausreichender Objektivität, Systematik und Detailtreue. Sie kamen daher nie an Umfang und Qualität der englischen Erhebungen heran.²⁴⁵ Schnapper-Arndt ließ sich für seine Arbeit über die dörflichen Strukturen in *Fünf Dorfgemeinden auf dem Hohen Taunus* (1883) von Le Play inspirieren und entwickelte dessen Instrumentarium weiter, wobei er den Wert des Einzelfalls mit dem der alles abdeckenden Massenstudie als zumindest ebenbürtig erachtete: „[...] es schien mir, als ob die genaue Durchforschung engumgrenzter Objekte in manchen Fällen die Wirksamkeit sozialer Faktoren mindestens ebenso sicher wie die Massenbeobachtung erkennen lasse“²⁴⁶.

²⁴³ Vgl. Cepe, Andrea Maria: Von der „Apodemik“ zur Sozialreportage, a.a.O., S. 82

²⁴⁴ Vgl. Haas, Hannes: Die hohe Kunst der Reportage, a.a.O., S. 284

²⁴⁵ Vgl. Cepe, Andrea Maria: Von der „Apodemik“ zur Sozialreportage, a.a.O., S. 82f

²⁴⁶ Schnapper-Arndt zit. n. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 153

Auf dem Feld des unter anderem von Weerth etablierten Rollenspiels machte sich wiederum der deutsche Theologiestudent Paul Göhre verdient. Dieser erarbeitete 1890 mit *Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche* eine „praktische Studie“, wie er seine ein Jahr darauf publizierte Arbeit im Untertitel nannte. Göhre lag daran, „in *teilnehmender Beobachtung* die Mentalität von Industriearbeitern zu erkunden“²⁴⁷. Er wohnte drei Monate lang als Fabrikarbeiter getarnt unter seinen Kollegen, arbeitete täglich elf Stunden mit ihnen, aß und trank mit ihnen, verbrachte die Abende und Sonntage mit ihnen. Er näherte sich dem untersuchten Milieu nicht als Forscher mit Sonderstatus, sondern als Beteiligter an. Bereits zwei Jahre zuvor hatte Victor Adler seine Sozialreportage über das „Wienerberger Ziegelwerk“ veröffentlicht. Doch nicht nur zeitlich, auch in der narrativen Darstellung der Zustände in der sächsischen Maschinenfabrik kam Göhre dem Genre beachtlich nahe. Obwohl er nicht wie Adler das journalistische Ziel verfolgte, soziale Missstände gekoppelt an katastrophale Arbeitsbedingungen zu enthüllen und so die Öffentlichkeit aufzuklären, sondern Fortschritte auf dem Gebiet der Feldforschung im Vordergrund standen, konstatiert Hannes Haas, dass sich Göhres Studie über weite Strecken wie eine Sozialreportage lese und sich manche seiner Texte nicht zu Unrecht in Reportageanthologien fänden.²⁴⁸

7.4 Die Kartierung des Elends

Zur gleichen Zeit mietete sich der Reeder, Statistiker und Sozialreformer Charles Booth (1840-1916) in Wohnungen von Arbeitern in den Londoner Armenvierteln ein, um ein authentisches Bild vom Alltag der Unterprivilegierten zu erhalten. Mit seinen groß angelegten Studien *Labour and Life of the People* (1889-1891) und *Life and Labour of the People in London* (1892-1902) legte er den Grundstein für die moderne empirische Sozialforschung. Er gilt bis heute als Vater der „survey-Forschung“²⁴⁹, bei der durch die Untersuchung einer repräsentativen Teilmenge Aussagen über die

²⁴⁷ Maus, Heinz: Zur Vorgeschichte der empirischen Sozialforschung, a.a.O., S. 35

²⁴⁸ Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 154

²⁴⁹ Vgl. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 155

Gesamtheit getroffen werden können. 1886 hatte Booth mit der systematischen Erhebung der Armut im Londoner East End begonnen. Sein Bestreben war es, das Elend nicht nur Straßenzug für Straßenzug zu klassifizieren und zu beschreiben, sondern auch visuell darzustellen. Unter Mithilfe der Schulverwaltung unternahm er zunächst eine Befragung, die jede Familie mit schulpflichtigen Kindern in mehr als 3.000 Straßen inkludierte.²⁵⁰ Alle Informationen wurden in Notizheften festgehalten und in Tabellenform nach einem bestimmten Schema gegliedert.

Gleichzeitig erstellten Booth und seine Mitarbeiter zugehörige Karten, die nach einem Farbschema die einzelnen Regionen nach unterschiedlichen sozialen Zonen strukturierten. Die erste derartige Karte zeigte die Ostseite Londons und wurde dem ersten der drei Bände von *Labour and Life of the People* beigelegt. Ihr lag eine Skala von sechs Farben zugrunde, wobei das Spektrum von Schwarz für die aller ärmsten Häuser bis Rot für die Mittelschicht reichte. Abstufungen dazwischen wurden mit den Tönen Dunkelblau, Hellblau, Violett und Rosa koloriert. Als im Laufe der Erhebungen auch wohlhabendere Gegenden einbezogen wurden, wurde zusätzlich die Farbe Gelb eingeführt.²⁵¹ Damit hatte Booth ein Medium geschaffen, das es erlaubte, langwierig erhobene und mühsam ausgearbeitete Forschungsergebnisse leicht verständlich in eine graphische Form zu übersetzen und damit eine breite Öffentlichkeit zu erreichen.

Aufgrund der großen Resonanz entschied er sich schließlich, eine weitere, deutlich umfangreichere Übersichtsstudie in Angriff zu nehmen. Für die insgesamt 17 Bände umfassende Untersuchung *Life and Labour of the People in London* wurde Datenmaterial von mehr als einer Million Bewohnern der Stadt zusammengetragen.²⁵²

²⁵⁰ Vgl. Maus, Heinz: Zur Vorgeschichte der empirischen Sozialforschung, a.a.O., S. 37

²⁵¹ Vgl. Werner, Alex: Charles Booth. Die Kartierung der Londoner Armut. – In: Ganz unten. Die Entdeckung des Elends, hrsg. v. Werner Michael Schwarz, Margarethe Szeless u. Lisa Wögenstein. Wien: 2007, S. 27-29 (=Katalog zur gleichnamigen Sonderausstellung des Wien Museums, 14. Juni bis 28. Oktober 2007)

²⁵² Vgl. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 155

8 Endstation Sozialreportage

8.1 Sozialdemokratie und Arbeiterpresse

Mit den sozialwissenschaftlichen Innovationen, der kontinuierlichen Ausbildung und Verfeinerung unterschiedlicher Recherchetechniken, der schrittweisen, oft von sozialreformerischen Bestrebungen geleiteten Eroberung thematischen Neulands wie Alltag und Elend und der Ausdifferenzierung narrativer Strategien in Literatur und Journalismus stand am Ende des 19. Jahrhunderts endlich ein umfangreiches Instrumentarium zur Beobachtung und Beschreibung gesellschaftlicher Wirklichkeit zur Verfügung, das schließlich in Österreich die Etablierung jener eigenständigen journalistischen Gattung ermöglichte, die dann Sozialreportage genannt werden wird. Damit es jedoch zur Akzeptanz dieses betont anwaltschaftlichen Genres, das mittels persönlicher Schicksale gesamtstrukturelle Probleme sichtbar machen und analysieren sowie durch authentische Wiedergabe sozialer Verhältnisse deren Veränderung initiieren möchte, kommen konnte, brauchte es auch entsprechende publizistische Plattformen. So ist der Durchbruch der Sozialreportage untrennbar verbunden mit der emporkommenden sozialdemokratischen Strömung, die im Kampf für die Rechte der Arbeiterschaft geeignete und massentaugliche Sprachrohre benötigte, um die notwendige mediale Öffentlichkeit herzustellen:

„Sozialreportagen setzen erst mit dem Emanzipationskampf des Proletariats ein und begleiten ihn. Es kommt daher nicht von ungefähr, dass die ersten Sozialreportagen in der Presse und in den Zeitschriften der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung anzutreffen, dass die ersten Verfasser dieses Genres Träger des Emanzipationskampfes der Arbeiterklasse gewesen sind: Funktionäre, Redakteure und Schriftsteller.“²⁵³

²⁵³ Kürbisch, Friedrich G.: Über die Sozialreportage, a.a.O., S. 14

Klausjürgen Miersch hat die Entwicklung der österreichischen Arbeiterpresse ausführlich analysiert.²⁵⁴ Demnach leitete das 1862 erlassene Pressegesetz eine neue Entwicklung der österreichischen Publizistik ein. Es verhiess zwar noch nicht Pressefreiheit im demokratischen Sinne, war aber weit weniger restriktiv als bisher – nicht zuletzt deshalb, weil die Journalistik der richterlichen Gewalt unterstellt und so dem Zugriff der Behörden weitgehend entzogen wurde. Dies hatte noch nicht die Geburt einer eigenständigen proletarischen Publizistik zur Folge, doch setzten sich bürgerlich-liberale Organe nun für die Anliegen der Arbeiterschaft ein. Als eines der ersten derartigen Blätter gilt die *Konstitutionelle Vorstadtzeitung*²⁵⁵, die ab 1. April 1855 zuerst einige Jahre lang als *Wiener Stadt- und Vorstadtzeitung* erschienen war, bevor sie ab 17.5.1863 und bis zu ihrer Einstellung im Jahr 1872 unter dem nämlichen Titel herauskam.

Die *Vorstadtzeitung* prangerte in erster Linie das Schulsystem an, das durch schlechten Unterricht, überfüllte Klassen oder zu hohes Schulgeld für den Analphabetismus und die mangelhafte Bildung der Arbeiter verantwortlich sei, weshalb sich das Proletariat wiederum nicht aus seiner Misere selbst befreien könne. Matthias Stangl weist darauf hin, dass sich die Zeitung mehr aus kommerziellen als aus ideologischen Gründen diesem Themenkreis widmete.²⁵⁶ Nichtsdestotrotz setzte sich die Zeitung etwa auch für die Gründung von Arbeiter-Bildungsvereinen ein – eine Idee, die ab 1867 Wirklichkeit wurde. Ab 29. Mai 1865 führte das Medium zudem eine eigene einspaltige Rubrik unter dem Titel *Arbeiterzeitung*, die ab Februar 1868 erheblich ausgeweitet und als Sonderheft *Wiener Arbeiter-Zeitung* beigelegt wurde. Inzwischen hatte das Staatsgrundgesetz von 1867 eine Reihe von Volksblättern dazu ermutigt, sich mehr für die sich formierende Arbeiterbewegung zu engagieren, wobei die sozialdemokratisch orientierte Arbeiterschaft Skepsis gegenüber den Liberalen zeigte und stattdessen eigenständige Blätter als Grundlage einer eigenständigen Partei forderte. Mit

²⁵⁴ Vgl. Miersch, Klausjürgen: Die Arbeiterpresse der Jahre 1869 bis 1889 als Kampfmittel der österreichischen Sozialdemokratie. Wien: 1969

²⁵⁵ Vgl. Miersch, Klausjürgen: Die Arbeiterpresse der Jahre 1869 bis 1889, a.a.O., S. 5-21

²⁵⁶ Vgl. Stangl, Matthias: Armut im Journalismus, a.a.O., S. 73

der Gründung der *Volksstimme*²⁵⁷ am 11. April 1869 lag schließlich das erste, autonome Periodikum der Sozialdemokraten in Österreich vor.

Als Motto hatte die – sich selbst als „Organ der sozialdemokratischen Partei“ bezeichnende – Zeitung die Devise des Kommunistischen Manifests vorangestellt: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ Ihre Zielsetzung bestand unter anderem in der Einführung des allgemeinen direkten Wahlrechts, des unbeschränkten Vereins- und Versammlungsrechts sowie des Koalitionsrechts für Arbeiter. Weiters forderten die Blattmacher Presse- und Religionsfreiheit, die Abschaffung aller indirekten Steuern und die Umgestaltung des gesamten Schulwesens. Der *Volksstimme* war jedoch kein langes Leben beschieden. Bereits im Dezember ihres Gründungsjahres musste sie wegen eingeleiteter Prozesse und der Verhängung der Untersuchungshaft über den Verleger, Herausgeber und verantwortlichen Redakteur Hermann Hartung nach 17 Ausgaben eingestellt werden.

Im Laufe der 1870er und in der ersten Hälfte der 1880er Jahre kam es innerhalb der Partei zu mehreren Spaltungen, die von einer oppositionellen sozialdemokratischen Publizistik begleitet war. Erst mit Victor Adlers *Gleichheit*, bereits 1870 gegründet, dann von den Behörden eingestellt und 1886 wiederbelebt, kam der Einigungsprozess wieder in Gange. Die Zeitung wurde bald zur „Keimzelle einer gemeinsamen Sozialdemokratie“²⁵⁸, was am Parteitag im niederösterreichischen Hainfeld, der vom 30. Dezember bis zum 1. Jänner 1889 stattfand, schließlich in die Gründung der „Sozialdemokratischen Arbeiterpartei“ (SDAP), der späteren SPÖ, mündete.

8.2 Victor Adler – Journalismus als politische Waffe

Victor Adler (1852-1918) studierte in Wien zunächst Chemie und Mathematik, später Medizin und Psychologie. Als wohlhabender Augenarzt behandelte er auch Patienten, die ihn nicht oder nur wenig bezahlen konnten. Durch den Kontakt mit dem an Not und Elend leidenden Rand der Gesellschaft erkannte

²⁵⁷ Vgl. Miersch, Klausjürgen: Die Arbeiterpresse der Jahre 1869 bis 1889, a.a.O., S. 31-39

²⁵⁸ Stangl, Matthias: Armut im Journalismus, a.a.O., S. 74

er mehr und mehr den Zusammenhang zwischen der Gesundheit von Menschen und ihren Arbeitsbedingungen und schloss sich bald der Arbeiterbewegung an, die schließlich in der Neugründung der *Gleichheit* einen ersten Höhepunkt fand. Adler benutzte das „Sozialdemokratische Wochenblatt“ nicht nur zu innerparteilichen Zwecken, also zur Bündelung differenter Strömungen innerhalb der sozialdemokratischen Bewegung, sondern vor allem als sozialpolitische Waffe, mit der die Gleichstellung der Arbeiterschaft mit den übrigen Bevölkerungsschichten erkämpft werden sollte.²⁵⁹ Der spätere Parteichef (ab 1905) fungierte aber dabei nicht nur als Herausgeber, sondern veröffentlichte in der *Gleichheit* eine Reihe von selbst verfassten Artikeln, in denen er sozialreformerischen Journalismus mit sozialwissenschaftlichen Techniken verschränkte. Sein Schreiben sollte nicht nur Aufklärung schaffen, sondern Veränderung bewirken. Kurzum: Adler führte als einer der ersten – und zwar nicht nur auf österreichischem Boden – das reichhaltige Werkzeugangebot aus Journalismus, Literatur und Sozialwissenschaft zum operativen Genre der Sozialreportage zusammen. Anhand des folgenden Beispiels soll seine Arbeitsweise näher erläutert werden.

8.2.1 Die Lage der Ziegelerbeiter

Im Dezember 1888 veröffentlichte Adler in seiner Zeitung eine dreiteilige Serie über die Zustände in den Wienerberger Ziegelwerken, gelegen in Inzersdorf am Wiener Stadtrand. Für seine Recherchen bediente er sich der damals relative neuen, vorwiegend von Weerth etablierten Methode des Rollenspiels. Schließlich war das Firmengelände, in dem die Beschäftigten auch wohnten, für Außenstehende nicht zugänglich. Um diese Informationsbarrieren zu überwinden, ließ er sich – als Ziegelerbeiter verkleidet – in das Areal einschmuggeln und verschaffte sich so autoptische Eindrücke über sein Thema.²⁶⁰ Was er dabei mit eigenen Augen zu sehen bekam, beschrieb er im ersten seiner Beiträge über *Die Lage der Ziegelerbeiter*:

²⁵⁹ Vgl. Cepe, Andrea Maria: Von der „Apodemik“ zur Sozialreportage, a.a.O., S. 88

²⁶⁰ Vgl. Haas, Hannes: Die hohe Kunst der Reportage, a.a.O., S. 289

„Nun denn, diese armen Ziegelarbeiter sind die ärmsten Sklaven, welche die Sonne bescheint. Die blutige Ausbeutung dieser elendsten aller Proletarier wird durch das verbrecherische, vom Gesetz ausdrücklich verbotene *Trucksystem*, die *Blechwirtschaft*, in unbedingte Abhängigkeit verwandelt. Der Hunger und das Elend, zu dem sie verdammt sind, wird noch entsetzlicher durch die *Wohnungen*, in welche sie von der Fabrik oder ihren Beamten *zwangsweise* eingepfercht werden.“²⁶¹

Zuerst beschreibt Adler die Organisation und den Verdienst der „Arbeiterpartien“, wie die je für einen bestimmten Arbeitsvorgang zuständigen Gruppen genannt wurden. Von diesen gebe es im Winter – also zum Zeitpunkt von Adlers Recherche – drei zu je 70 bis 100 Mann. Doch während jeder einzelne im Sommer sechs oder sieben Gulden pro Woche verdiene, sinke der Lohn im Winter auf vier Gulden und 20 Kronen. Dem nicht genug, werde der Verdienst nicht einmal in Bargeld ausgezahlt.

Adler deckte im Zuge seiner Recherche das System der illegalen sogenannten Blechwirtschaft auf. Dieser Bargeldersatz war nur in den Kantinen innerhalb der Fabrik gültig, weshalb die Beschäftigten auch nur dort einkaufen konnten. So sicherten sich die „Kantineure“ ihre Kundschaft. Trotz des „elenden Hungerlohns“ mussten die „armen Teufel“ auch noch zu überhöhten Tarifen einkaufen. Adler unterfütterte seine Reportage mit eigens angestellten Preisvergleichen, um zu zeigen, dass die Lebensmittelpreise in den Kantinen deutlich höher lagen als in Inzersdorf. So kostete etwa Brot dort vier Kronen, während man hier für dasselbe Brot fünf bezahlen musste, wobei die Qualität der Nahrung die denkbar elendste war.²⁶² Wenn schon nicht auswärts mit Bargeld – falls welches vorhanden war – einkaufen, durften die Ziegelwerker betteln gehen, weshalb die Inzersdorfer Konservenfabrik laut Adler gegen Abend von zahlreichen Bittstellern umlagert war. In manchen Fällen mussten die Arbeiter auch andere Dinge des täglichen Bedarfs wie

²⁶¹ Adler, Victor: Die Lage der Ziegelarbeiter. – In: Kürbisch, Friedrich G. (Hg.): Der Arbeitsmann, er stirbt, verdirbt, wann steht er auf? Sozialreportagen 1880 bis 1918. Berlin, Bonn: 1982, S. 45-49, S. 45

²⁶² Vgl. Adler, Victor: Die Lage der Ziegelarbeiter, a.a.O., S. 46

Socken, Handschuhe, Hosen oder Stiefel bei ihren „Partieführern“ kaufen, deren Ware ebenfalls um ein Drittel teurer war als in den umliegenden Geschäften. Wer trotzdem einmal zu „gutem Geld“, sprich Bargeld, kam und beim Einkauf außerhalb der Geländes erwischt wurde, wurde sofort entlassen.

Um die Fabrikarbeiter auch nächtens kontrollieren zu können, mussten diese auch im Werk wohnen und schlafen. Dafür waren „Arbeiterhäuser“ eingerichtet worden, wobei das Unternehmen hier ebenfalls mitverdiente, indem es Miete verlangte. Zur Beweisführung dieses Umstands griff Adler diesmal nicht nur auf eigene Beobachtungen, sondern auf offizielles Sekundärmaterial zurück: „Für diese Schlafhöhlen scheint die Gesellschaft sich noch ‚Wohnungsmiete‘ zahlen zu lassen, denn der Bericht des Gewerbeinspektors meldet 1884 von einem Mietzins von 56 bis 96 fl., der auf dem Wienerberg vorkommt.“²⁶³ Den unverheirateten Handwerkern stellte der Betrieb zwar eine Unterkunft zur Verfügung, die sich aber als nichts anderes als schäbige Baracken oder als ein nicht mehr benützter Ringofen entpuppten. Dort lagen Dutzende Menschen Körper an Körper auf mit altem Stroh bedeckten Holzpritschen, ohne Betttuch und Decke, die Schlafstatt verseucht von Wanzen und Läusen, die sich aufgrund der kaum gewaschenen Kleidung schnell ausbreiteten. Um die Notlage und Trostlosigkeit der Wohnsituation zu untermauern, stellte Adler eigene Berechnungen an:

„In einem solchen Raum, der etwa 10 Meter lang, 8 Meter breit und höchstens 2,20 Meter hoch ist, liegen über 40 Personen, für deren jede also kaum 4 Kubikmeter Luft bleiben, wo 15 Kubikmeter ein bei der schlechten Lüftung des Raumes kaum genügendes Minimum wäre.“²⁶⁴

Adler begnügte sich nicht, auf die Ausbeutung und Missstände in den Wienerberger Ziegelwerken hinzuweisen, die einerseits dem niedrigen Lohnniveau, andererseits der kostenpflichtigen Wohnbeistellung und dem

²⁶³ Adler, Victor: Die Lage der Ziegelerbeiter, a.a.O., S. 47

²⁶⁴ Adler, Victor: Die Lage der Ziegelerbeiter, a.a.O., S. 47

Blechsystem geschuldet waren. Er nannte auch die Verantwortlichen – Gesetzeshüter, Gewerbebehörden und Gewerbeinspektorat, vor deren Augen dieses Verbrechen geschehe. Und er appellierte gleichzeitig an die Arbeiter selbst: „Sie müssen sich endlich aufraffen und ruhig aber energisch erklären, dass sie sich diese Beraubung nicht mehr gefallen lassen werden.“²⁶⁵

8.2.2 Reaktionen und Folgen

Tatsächlich hatte Adlers Artikel beachtliche Nachwirkungen²⁶⁶, deren vorerst negative Natur er in den beiden darauffolgenden Wochen seinen Lesern kundtat. Jene Ausgabe der *Gleichheit*, in dem der erste Teil der Ziegelwerk-Serie abgedruckt wurde, ging in der Wienerberger Fabrik von Hand zu Hand und hatte vor allem die Wirte und Beamten erzürnt. Hauptauslöser war die Tatsache, dass einige Arbeiter nach der heimlichen Lektüre des Beitrags die Annahme ihres „Blechs“ verweigerten. Zwölf Männer wurden umgehend entlassen, alle Schlafstätten nach der *Gleichheit* durchsucht. Bei wem ein Exemplar gefunden wurde, der musste ebenfalls seinen Arbeitsplatz räumen. Zeitungslesen sowie die Teilnahme an Versammlungen und Vereinen waren in der Folge untersagt.

Längerfristig betrachtet zogen Adlers Reportagen jedoch deutliche Verbesserungen für die Ziegelarbeiter nach sich. Sie wurden von nun an bar bezahlt, nachdem die Gewerbebehörden nach einem Besuch eines Inspektors die Fortführung der Blechwirtschaft verboten hatten. Spätestens im April 1895 hatten sich seine Beständigkeit und sein Insistieren gelohnt, als die Arbeiter der Wienerberger Ziegelfabrik die Anerkennung eines elfstündigen Arbeitstages, die Abschaffung eines Prämiensystems sowie eine fünfzehnprozentige Lohnerhöhung gegenüber der Werksleitung durchsetzen konnten.

In seinem Beitrag zur *Lage der Ziegelarbeiter* bediente sich Adler, wie hier gezeigt werden sollte, also beinahe aller Grundelemente, über die sich die

²⁶⁵ Adler, Victor: Die Lage der Ziegelarbeiter, a.a.O., S. 49

²⁶⁶ Vgl. Stangl, Matthias: Armut im Journalismus, a.a.O., S. 87-91

Sozialreportage definiert. Er bemühte sich um Authentizität durch Vor-Ort-Recherche und Insider-Informationen mithilfe des Rollenspiels, kombinierte eigene Beobachtungen und Berechnungen mit Daten amtlicher Erhebungen, bemühte sich ausgehend vom Schicksal einzelner Betroffener um eine Analyse der Ungerechtigkeiten gegenüber der Arbeiterschaft allgemein, widmete sich den sozial Benachteiligten mit dem klaren Ziel, deren Lebensumstände zu verbessern – was ihm schließlich auch gelang.

Allein stilistisch sind diesbezüglich noch Unterschiede zur völlig ausgereiften Sozialreportage zu bemerken: So schrieb Adler zwar im Sinne einer möglichst großen Resonanz in für die Zielgruppe leicht verständlicher Sprache, doch verzichtete er auf dramaturgische Elemente. Seine Reportagen lesen sich eher nüchtern, farblos, agitatorisch: „Er zieht den Leser nicht mit ins Geschehen ‚hinein‘, sondern schildert seine Erlebnisse berichtend, sachlich, in anklägerischem Ton.“²⁶⁷ Seinen Texten fehlen die Spannungsbögen, das Narrative, der erzählerische Aufbau, die beim Namen genannten handelnden Charaktere und nicht zuletzt dadurch auch die Sprache der Betroffenen selbst, die er in Zitatform kaum zu Wort kommen lässt. Unbestritten bleibt jedenfalls, dass Adler gegen Ende des 19. Jahrhunderts als einer der ersten jene politisch intendierten empirischen Beobachtungs- und journalistischen Vermittlungsverfahren zu einer Gattung kombinierte, für die erst 15 Jahre später, nämlich 1903, die nach wie vor gültige Bezeichnung „Soziale Reportage“²⁶⁸ erfunden wurde.

8.3 Max Winter – Vollender der Sozialreportage

Zur wahren Meisterschaft brachte die Sozialreportage schließlich Max Winter (1870-1937), den manche gar als ihren Erfinder sehen: „Mit Max Winter beginnt Ende des neunzehnten Jahrhunderts eine Tradition des Journalismus, die heute noch vorbildlich ist. Mit Max Winter beginnt die

²⁶⁷ Sonnleitner, Verena: Der getarnte Reporter, a.a.O., S. 41

²⁶⁸ Kürbis, Friedrich G.: Einleitung, a.a.O., S. 11

„Sozialreportage“.²⁶⁹ Auch Friedrich G. Kürbisch spricht von Winter als „Schöpfer“²⁷⁰, Stefan Riesenfellner von einem „von Winter ausgebildete[n] Typus der operativen Sozialreportage“²⁷¹. Warum vom „Beginn“ eines journalistischen Genres im Sinne einer exakten Datierung und Personifizierung schlecht die Rede sein kann, wurde bereits am Anfang dieser Arbeit versucht darzulegen. Trotzdem verweisen derlei Urteile freilich auf eine qualitative Sonderstellung des vermeintlichen Gattungsvaters.

Anders als Adler war der 1870 im ungarischen Tarnok geborene Sohn eines Eisenbahnbeamten nicht von der Politik in den Journalismus gekommen, sondern rutschte erst nach Jahrzehnten journalistischer Tätigkeit in politische Ämter, wo er 1919 bis zum Vizebürgermeister Wiens aufstieg. Adler trug zur Entfaltung von Winters Talent insofern bei, als er diesen 1895 vom *Neuen Wiener Journal* abwarb und zunächst als Gerichtsreporter bei der *Arbeiterzeitung* engagierte. Diese hatte er im Sommer 1889, nur ein Monat nach der erzwungenen Einstellung der *Gleichheit*, gegründet und seit der Abschaffung der Kautionspflicht im Jahr 1894 als Tageszeitung geführt.²⁷² Während der langwierigen Verhandlungen und Prozesse lernte er die Bedeutung des Sehens, Zuhörens und Belegens: „Sein lebenslanges Bemühen um Stichhaltigkeit in der Beweisführung, intersubjektive Überprüfbarkeit der Fakten in seinen Reportagen, gründet auf dieser Erfahrung.“²⁷³ Bis 1933 veröffentlichte Winter über 1500 Sozialreportagen²⁷⁴ hauptsächlich in der *Arbeiterzeitung*. Einige davon brachte er in ergänzter oder leicht umgearbeiteter Form auch als Anthologien²⁷⁵ heraus. Worin liegt aber nun die „bahnbrechende Rolle“²⁷⁶ der Winter’schen Arbeit?

²⁶⁹ Strutzmann, Helmut: Ein Sozialist des Herzens... – In: Winter, Max: Das schwarze Wienerherz. Sozialreportagen aus dem frühen 20. Jahrhundert, hrsg. v. Helmut Strutzmann. Wien: 1982, S. 7-26, S. 10

²⁷⁰ Vgl. auch Kürbisch, Friedrich G.: Über die Sozialreportage, a.a.O., S. 16

²⁷¹ Riesenfellner, Stefan: „Historiker“ der Alltagswelt. Mit Geschichten „Geschichte“ schreiben. – In: Ders. (Hg.): Arbeitswelt um 1900. Texte zur Alltagsgeschichte von Max Winter. Wien: 1988, S. II-XI, S. III

²⁷² Vgl. Stangl, Matthias: Armut im Journalismus, a.a.O., S. 75f

²⁷³ Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 247

²⁷⁴ Vgl. Hefner, Claudia: Die Sozialreportage, a.a.O., S. 40

²⁷⁵ Für eine ausgewählte Bibliographie vgl. Winter, Max: Expeditionen ins dunkelste Wien. Meisterwerke der Sozialreportage, hrsg. von Hannes Haas. Wien: 2006, S. 12-13

²⁷⁶ Mattl, Siegfried: Das wirkliche Leben, a.a.O., S. 113

8.3.1 „Überall eindringen!“ – Gebrauchsanweisung für den Reporter

Winter hatte nie eine Theorie der Sozialreportage geschweige denn des Journalismus verfasst. Trotzdem lassen sich aus seiner Artikelserie *Die Lokalredaktion*, die in drei Teilen zwischen dem 1. und 3. Juli 1914 auf der Titelseite der *Chemnitzer Volksstimme* abgedruckt wurde, grundsätzliche Forderungen an die Redakteure ableiten, die sich noch heute wie eine zeitlose Gebrauchsanweisung für professionellen, präzisen, investigativen Journalismus lesen. Sein bereits im ersten Beitrag („Was ihr [der Lokalredaktion] fehlt“) formuliertes Credo lautete: „Ueberall eindringen!“²⁷⁷ Reporter müssten aktiv werden, sich an den Ort des Geschehens begeben,

„alles mit eigenen Augen schauen und was man sich nicht zusammenreimen kann, durch Fragen bei Kundigen herausbekommen, dabei aber nie vergessen, mit welchen persönlichen Interessen der Befragte an die Sache gekettet ist und danach die Antwort einschätzen, werten, anwenden. Nie etwas besser wissen wollen, erst sich belehren lassen durch das Geschaute und Erfragte, Beobachtete und Nachgelesene, dann aber ein *eigenes* Urteil bilden.“²⁷⁸

Winter appellierte mit diesem Statement an seine Kollegen, vor Ort und ohne Vorurteile zu recherchieren und jene Informationen, die nicht auf eigene Faust auszukundschaften sind, durch Lektüre, Interviews oder Gespräche einzuholen, wobei gleichzeitig Quellenkritik geübt werden muss, indem die Interessen der Auskunftspersonen hinterfragt werden. Absolute Priorität liegt jedenfalls in der selbstständigen Autopsie des Schauplatzes, denn: „Die ungesündeste Luft für den Berichterstatter ist die Redaktionsluft.“²⁷⁹ Schließlich sei die Redaktion nur Papier, während sich das Leben draußen abspiele.

In seinem mit *Das Amt des Berichterstatters* überschriebenen zweiten Beitrag in der *Chemnitzer Volksstimme* bekräftigte er sein Paradigma und plädierte

²⁷⁷ Winter zit. n. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 252

²⁷⁸ Winter zit. n. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 252

²⁷⁹ Winter zit. n. Haas, Hannes: Der k.u.k.-Muckraker Max Winter, a.a.O., S. 19

für Aufklärung mittels Aufdeckung von sozial untragbaren Wohn-, Arbeits- und Lebensverhältnissen ohne jegliche Berührungsängste:

„Ueberall eindringen! In die Obdachlosenasyile, Krankenhäuser, Volkskneipen, Branntweinbuden, Bergwerke, Staatsforste, Fabriken, Armenhäuser, Tuberkuloseheime, Polizeiarreste, Gefängnisse, in die Geheimnisse des Lebens der Fabrik- und Verkehrsarbeiter, der städtischen und Staatsarbeiter, der Landstreicher und Prostituierten; eindringen in die Höfe und Menschenställe der Ostelbier und in die Wohlfahrtspolitik der Krupp und Konsorten; [...]“²⁸⁰

Um das leisten zu können, setzte Winter voraus, dass ein Berichterstatter vor allem die Stadt kennen müsse, in der er arbeitet, mit all ihren tausend Geheimnissen, Ungereimtheiten, dem Unrecht und der Bedrückung, das ihr innewohne.²⁸¹

8.3.2 Brillanz der (Rollen-)Recherche

Das bewusste und umsichtige Aufsuchen der Orte, an denen sich symptomatische Mikrokosmen sozialer Ungerechtigkeiten manifestierten, sollte Authentizität vermitteln und so dem Vorwurf des Spekulativen die intersubjektive Überprüfbarkeit gesellschaftlicher Missstände entgegenstellen. Winter war jedoch bewusst, dass dieses Verfahren als Mittel journalistischer Beweisführung nur dann unangreifbar ist, wenn der Verdacht von Abbildung verzerrter Realität, die durch die Anwesenheit eines Außenstehenden entstehen könnte, auszuschließen war. Darum riet er, „wo es nötig ist, die Wahrheit zu erforschen, nie Prinzenbesuche machen, sondern überall womöglich *unerkannt* und *unvermutet* nach dem Rechten sehen, und ‚Sensation‘ um ‚Sensation‘ wird der Berichterstatter heimbringen, und an allen diesen Sensationen wird er vor allem zeigen können, wie unfähig die heutige Gesellschaft ist, die Wunden zu heilen, die sie selbst dem Volkskörper schlägt“²⁸².

²⁸⁰ Winter zit. n. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 252

²⁸¹ Vgl. Riesenfellner, Stefan: Der Sozialreporter, a.a.O., S. 145

²⁸² Winter zit. n. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 252

Nur als verdeckter teilnehmender Beobachter ohne Sonderstatus konnte man nach Winters Ansicht systemimmanente Informationssperren durchbrechen und so die unverfälschte Wirklichkeit nicht nur sehen, sondern am eigenen Leib erfahren.

„Diese Texte erreichen ein Höchstmaß an Authentizität, weil Winter die Alltags- und Arbeitssituationen als Reporter [...] ‚durchspielt‘ und gleichsam als ‚oral historian‘ durch Gespräche, Interviews und Feldforschung mit den betroffenen Arbeitern deren Arbeits- und Lebensweise dokumentiert – freilich eben aus dem Blickwinkel ‚sozialdemokratischer Wirklichkeitssicht‘“.²⁸³

Dass er sich selbst in großer Einsatzbereitschaft an seinen Ratschlag hielt, bezeugen die zahlreichen Rollen, in die er für seine Recherchen schlüpfte. Er tarnte sich als Arbeiter im städtischen Lagerhaus, war Polizeihäftling, kroch mit einem „Strotter“ durch das Wiener Kanalsystem, statierte in der Hofoper, schob Kulissen im Burgtheater, war Eisenbahner am Westbahnhof, ging als „Hopfenpflücker“ ins Saazer Land, als Industriearbeiter in die „Alpine“ und wirkte als Kolporteur von Schundromanen.²⁸⁴ Im Sinne der Glaubwürdigkeit legte Winter in seinen Texten den Identitätswechsel den Lesern gegenüber auch offen – beispielsweise in der am 25. Dezember 1898 erschienenen Sozialreportage *Eine Nacht im Asyl für Obdachlose*: „Ich hatte Elendsmaskerade angelegt und mochte ganz stilgerecht aussehen. In den Füßen friere ich; doch das Gesicht glüht. Der Geruch des Elends umfängt uns. Mir verschlägt das Gemisch von Fuseldunst, Schweißgeruch und der Ausdünstung alter Wäsche und Kleider eine Weile den Atem.“²⁸⁵ Durch diese Offenlegung der Subjektivität, der Spielregeln, konnte Winter die Glaubwürdigkeit seiner Beiträge zusätzlich steigern, indem er dadurch eine „Objektivität zweiter Ordnung“²⁸⁶ erreichte.

²⁸³ Riesenfellner, Stefan: „Historiker“ der Alltagswelt, a.a.O., S. IV

²⁸⁴ Vgl. Sonnleitner, Verena: Der getarnte Reporter, a.a.O., S. 49

²⁸⁵ Winter, Max: Eine Nacht im Asyl für Obdachlose. – In: Winter, Max: Expeditionen ins dunkelste Wien. Meisterwerke der Sozialreportage, hrsg. v. Hannes Haas. Wien: 2006, S. 117-128, S. 117

²⁸⁶ Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 243

Anders als Adler war Winter nicht nur ein teilnehmender, sondern gleichsam ein anteilnehmender Beobachter, der durch seine Erfahrungen inmitten der „Rechtlosen und Entrechteten“²⁸⁷ die nötige Empathie aufbrachte, um mit dem Willen der Veränderung beim Publikum ebenso eine informative wie emotionale Teilhabe am jeweils beschriebenen Weltausschnitt zu evozieren. Gleichzeitig vermochte er aber genügend Distanz zu wahren, um nicht der Versuchung verklärender Sozialromantik zu erliegen.

8.3.3 Zahlen, Daten, Fakten

Neben den klassischen journalistischen Vorgehensweisen wie Autopsie, Gespräche mit Betroffenen oder Recherche in Archiven nahm Winter also – das wurde im Laufe der Arbeit bereits mehrfach erwähnt – auch Anleihen bei den Sozialwissenschaften. Wissenschaftliches Sekundärmaterial beziehungsweise nach wissenschaftlichen Maßstäben erhobene Zusatzdaten sollten die eigene Wahrnehmung ergänzen und gleichzeitig den Rückschluss vom Besonderen auf das Allgemeine ermöglichen:

„Autopsie, Authentizität und Faktizität werden mit Sekundärmaterial kombiniert; zum einen sind es wissenschaftliche Werke, die Winter veranlassen, Sozialräume zu erkunden und auch sein journalistischer Fragenkatalog ist von ihnen begrifflich vorkonstruiert, zum anderen ist den Sozialreportagen ein theoretischer Zugriff eigen, [...] ist die Bezugnahme auf soziale Frage- und Beobachtungstechniken (wie etwa die Enquete, die sozialstatistische Untersuchung u.a.) augenscheinlich.“²⁸⁸

Mit anderen Worten: Winter ließ in seine Arbeiten nicht nur Statistiken, amtliche Erhebungen etc. einfließen, sondern adaptierte wissenschaftliche Techniken für seine Zwecke. Für seine Sozialreportagen wandte er häufig einen Rechercherrahmen an, der wesentlich von Isidor Singers (1857-1927) Habilitationsschrift *Untersuchungen über die sozialen Zustände in den Fabrikbezirken des nordöstlichen Böhmen* aus dem Jahr 1885 inspiriert war: „Die eigentliche Faktenrecherche bzw. die Materialsammlung vollzog sich bei

²⁸⁷ Strutzmann, Helmut: Ein Sozialist des Herzens..., a.a.O., S. 9

²⁸⁸ Riesenfellner, Stefan: Der Sozialreporter, a.a.O., S. 202

Winter in Anlehnung an das Singersche Untersuchungsinstrumentarium, [...] auch die Erkenntnisstrategie, die durch Abbildung schreiender sozialer Ungerechtigkeit in Übereinstimmung mit wissenschaftlicher Begrifflichkeit dominiert wurde, war dadurch geprägt.“²⁸⁹

Singer ging von vier Faktoren²⁹⁰ aus, die auf den Zustand der arbeitenden Klasse einwirkten. Dies war einerseits die Beschaffenheit des Arbeitsbereichs, also Lage, Einrichtung, Luft, Wärme, Feuchtigkeit oder Reinlichkeit. Zweitens untersuchte Singer immer die wirtschaftliche Situation der Betroffenen, ihre Löhne, Ausgaben für Wohnen, Kleidung und Nahrung. Drittens kam die körperliche Situation der Arbeiter hinzu, die sich in Aussehen, Lebensdauer, Habitus, Qualität und Quantität der Nahrung präziserte. Den vierten Komplex bildete die psychische Komponente, bei der Bildung, Sitte oder Verhaltensweisen analysiert wurden. Diese vier Aspekte finden in den Artikeln Winters beinahe ausnahmslos Niederschlag, wenngleich er – anders als Singer – ihre Anordnung in eine narrative und dramaturgische Form brachte.

In den Winter'schen Reportagen findet sich eine Fülle von Daten, die auf der Erhebungsstruktur Singers beruhen. In den 1899 entstandenen *Skizzen aus dem mährisch-schlesischen Weberland* beschrieb er beispielsweise die Verhältnisse in einer Friedländer Flachsspinnerei. Während der Schilderungen der Gerätschaften und des Inventars in den Maschinenräumen und Sälen bemängelt Winter wiederholt die schlechte Luftqualität, den omnipräsenten Staub bei fehlender Ventilation, und dokumentiert die gravierenden gesundheitlichen Folgen der „elfstündige[n] Einathmung mörderischen Staubes“:

„Da kamen sie, die hinkenden Gestalten, mit vorhängendem Gang, die Füße eingebunden, mit dem schmutziggrauen Haar, mit den tiefliegenden Augen, mit den gelben Gesichtern, die Knieweiten und wieder welche, die einen Fuß nachschleifen.

²⁸⁹ Riesenfellner, Stefan: Der Sozialreporter, a.a.O., S. 13

²⁹⁰ Vgl. Riesenfellner, Stefan: Der Sozialreporter, a.a.O., S. 13-15

Kurz Missgestalten aller Formen, Höckerweiber, Lahme und Verkrüppelte, fast alle menschliche Skelette.“²⁹¹

Die Skizzen enthalten außerdem präzise Aufstellungen der Arbeitszeiten und Löhne der Weber, wobei Winter hier eigene Berechnungen mit Aufzeichnungen aus den Lieferbüchern kombiniert und dabei Hilfe von einem „Vertrauensmann“ der sozialdemokratischen Organisation in Freudenthal erhält: „Stundenlang, bis zum späten Abend, saßen wir zusammen und rechneten und schrieben, bis wir ein anschauliches Bild gewannen.“²⁹² Offiziell ausgewiesene Löhne werden insofern hinterfragt, als der Reporter Gebühren für die Abnutzung der Geräte oder notwendiges Zubehör mitberücksichtigt und so die Gehaltssumme, die den Arbeitern und ihren Familien tatsächlich für ihre Bedürfnisse zur Verfügung steht, nach unten nivellieren muss: „Wir sehen also, dass sich der im Lieferbuch ausgewiesene Lohn von 25 fl. 63 kr. als Bruttolohn darstellt. Der Nettolohn beträgt 22 fl. 40 kr. und somit der wahre Stundenlohn 3,35 kr. [...] Die vornehmen Damen, die mit ihrer kunstvollen Tischwäsche prunken [...] – sie wissen nicht, dass an jedem der tausend feinen Fäden des Gewebes Blut klebt – das Blut der schlesischen Weber.“²⁹³ Hier kommt übrigens – nur nebenbei bemerkt – die für die Sozialreportage typische harte Schnitttechnik exemplarisch zur Anwendung, mittels derer Not und Ausbeutung Reichtum und Wohlstand scharf gegenüber gestellt werden.

Analog zu Singer erforschte Winter immer wieder auch die Beschaffenheit der Nahrung beziehungsweise ihre wirtschaftliche Verfügbarkeit. In dem 1900 erschienenen Text *Ein Tag Lagerhausarbeiter* berichtet er, dass viele Arbeiter in der Mittagspause zu einem weitentlegenen Gasthaus liefen, wo sie den Brantwein um gerade einmal einen Kreuzer billiger bekämen. Andere blieben in der Unternehmenskantine, wo ein kräftiges Mittagsmenü jedoch erst für 60 bis 80 Heller zu bekommen sei, was sich viele nicht leisten

²⁹¹ Winter, Max: Skizzen aus dem mährisch-schlesischen Weberland. – In: Riesenfellner, Stefan (Hg.): Arbeitswelt um 1900. Texte zur Alltagsgeschichte von Max Winter. Wien: 1988, S. 1-11, S. 2

²⁹² Winter, Max: Skizzen aus dem mährisch-schlesischen Weberland, a.a.O., S. 5

²⁹³ Winter, Max: Skizzen aus dem mährisch-schlesischen Weberland, a.a.O., S. 8

könnten. Zudem sei der Schankraum von „Pestluft“ erfüllt – ein olfaktorisches Gemisch aus Fusel- und Küchendunst sowie dem Geruch der „Biersatzeln“ und Rauch. Winter warf der Stadt Wien, die das Lagerhaus damals betrieb, vor, aus den mies entlohten Arbeitern auch noch „Extraprofit“ zu schlagen. Schließlich verpachte sie das Restaurant für 1.800 Gulden jährlich, was der Wirt freilich bei seinen Kunden wieder einheben müsse: „Eine ausreichende, geräumige Kantine, in eigener Regie geführt, die schmackhafte und nahrhafte Speisen zum Selbstkostenpreis abgibt, zu errichten, wäre schon längst Pflicht der Stadt Wien gewesen.“²⁹⁴

Derlei wissenschaftlicher Mehrwert findet sich aber nicht nur in Arbeiter- und Industriereportagen, sondern ebenso in Bestandsaufnahmen der Wohnverhältnisse. Für den Artikel *Zinsburgen und Chaluppen*²⁹⁵ unternahm Winter einen Streifzug durch die Proletarierquartiere des Wiener Bezirks Brigittenau, in dem das Wohnungselend besonders virulent war. Vor allem die Wohnungen in den Hinterhäusern waren heillos überfüllt. Oft mehrere, teilweise einander unbekannte Familien lebten hier auf engstem Raum zusammen. Winter wählte eine „Zinsburg“ in der Klosterneuburgerstraße aus. Begleitet von einem Brigittenauer Proletarier, der ihm als „Dolmetsch und Führer“ dient – einer von vielen Begleitern, Informanten und Kontaktpersonen im Laufe der zahlreichen Expeditionen –, erkundete er systematisch Wohnung für Wohnung, Stockwerk für Stockwerk. Er gab kurze Umriss der einzelnen Lebensschicksale wieder und fragte nach Verdienst, Mietkosten und sonstigen Ausgaben:

„In dem Kabinett wohnt eine Tagelöhnerin, die sich am Bau 1 Krone 32 Heller täglich verdient. Sie zahlt 10 Kronen Miete und 40 Heller Reinigungsgeld. Ihr Lebensschicksal ist tieftraurig. Siebzehn Jahre lang lebte sie mit einem Proletarier im gemeinsamen Haushalt. Vor zwei Jahren starb er plötzlich. Er war Spediteurkutscher.“²⁹⁶

²⁹⁴ Winter, Max: Ein Tag Lagerhausarbeiter. – In: Riesenfellner, Stefan (Hg.): Arbeitswelt um 1900. Texte zur Alltagsgeschichte von Max Winter. Wien: 1988, S. 12-29, S. 27

²⁹⁵ Winter, Max: Zinsburgen und Chaluppen. – In: Winter, Max: Das schwarze Wienerherz. Sozialreportagen aus dem frühen 20. Jahrhundert, hrsg. v. Helmut Strutzmann. Wien: 1982, S. 94-108

²⁹⁶ Winter, Max, Zinsburgen und Chaluppen, a.a.O., S. 98

Fast einem Ritual gleich machte er darüber hinaus Notizen zu Möblierung und Inventar der Räume und erhob wiederholt die Maße der einzelnen Zimmer, um die Trostlosigkeit der Elendsquartiere zu quantifizieren:

„Rechts von der Tür an der Längswand ein hölzernes Feldbett, mit Holzkreuzen anstatt der Füße, als Schlafstelle für zwei Kinder, daneben ein Koffer, dann einen Tisch, und an diesen angeschoben ein gewöhnliches Bett; [...] Der Raum hat eine Bodenfläche von 20 Quadratmetern und einen Luftraum von ungefähr 70 Kubikmetern. [...] Freilich ist der Raum auch bis auf das letzte Fleckchen ausgenützt, und jede der neun Personen, die in diesem Zimmer hausen, muss sich mit einem Luftraum von nicht ganz 8 Kubikmetern zufrieden geben.“²⁹⁷

Dies sind nur einige Beispiele für die wissenschaftlich basierte Recherchemethodik des Sozialreporters. Winter beschränkte sich aber nicht nur auf die selbstständige Datenbeschaffung, sondern griff – wenn nötig – auf amtliche Statistiken zurück. In der 1908 veröffentlichten Reportage *Eine Stunde in der Wärmestube* beschrieb er zunächst die restriktive Hausordnung, die mangelnde Hygiene und notdürftigen Sanitäreinrichtungen sowie die Lebensschicksale Einzelner, die dort angesichts der kalten Jahreszeit Zuflucht suchten und kostenlos mit Suppe und Brot versorgt wurden. Um zu verdeutlichen, wie viele Menschen in Wien gezwungen waren, an derartigen Orten zumindest temporär Schutz vor der Kälte zu suchen, da sie kein eigenes Heim oder zu wenig Geld für eine Mahlzeit hatten, schloss er seinen Beitrag mit offiziellen Zahlen des Wiener Wärmestuben- und Wohltätigkeitsvereins. Demnach wurden die sechs existierenden Wärmestuben in einem Zeitraum von einer Woche von 86.294 Personen besucht. Bei Nacht hatte man immerhin noch 4.911 Menschen gezählt.²⁹⁸

²⁹⁷ Winter, Max: Zinsburgen und Chaluppen, a.a.O., S. 95f

²⁹⁸ Winter, Max: Eine Stunde in der Wärmestube. – In: Winter, Max: Expeditionen ins dunkelste Wien. Meisterwerke der Sozialreportage, hrsg. v. Hannes Haas. Wien: 2006, S. 107-116, S. 115f

Was Winters Reportagen jedenfalls von sozialstatistischen Erhebungen unterschied, war der Umstand, dass er im Gegensatz zu den Gewerbeinspektoren und Amtspersonen Namens-, Zeit- und Personenangaben machen durfte²⁹⁹ und somit den anonymen Zahlenkolonnen lebensnahe Fallbeispiele komplexer gesellschaftlicher Realität entgegenhielt: „Zwischen literarischer und wissenschaftlicher Aneignung der Wirklichkeit stehend verhalten sich die Sozialreportagen zur Sozialwissenschaft wie Reisebeschreibungen zu einer Landkarte; lebendiger also sind sie allemal.“³⁰⁰

8.3.4 „Soziale Sensationen“ als Erzählungen im Milieujargon

Winter wollte mit seinen Arbeiten gewissermaßen Wahrnehmungsskandale an die Öffentlichkeit bringen, die den Anstoß zu gesellschaftlichen Umwälzungen geben sollten. „Autopsie, Recherche vor Ort (unter Zuhilfenahme wissenschaftlich strukturierter Questionnaires) lassen die so gewonnene soziale Zustandsschilderung zumeist zur ‚sozialen Sensation‘ werden.“³⁰¹ Soziale Sensation heißt in diesem Falle nicht reißerische Kolportage im Sinne des Boulevards, sondern fundierte Sichtbarmachung gesellschaftlicher Unrechtmäßigkeiten. „Das Elend, das er aufdeckt, soll keinen spontanen Ekel erzeugen, sondern konstruktive Betroffenheit.“³⁰² Um diese zu erreichen, bedarf es einerseits einer publikumsgerechten Sprache, andererseits einer leserfreundlichen Dramaturgie.

Winter legte großen Wert darauf, für jedermann verständlich zu schreiben. Schließlich wende sich der Sozialreporter an Leser, „bei denen er nichts oder wenig als bekannt voraussetzen darf, [...] sondern denen er jeden Bissen mundgerecht machen muss“³⁰³. Deshalb sind seine Texte nicht nur von einer einfachen Satzstruktur geprägt, sondern auch im Tonfall des jeweiligen erforschten Milieus verfasst. Winter glättete die Zitate seiner Auskunft- und Begleitpersonen nur aufs Notwendigste und gab die Gespräche häufig in

²⁹⁹ Vgl. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 249

³⁰⁰ Riesenfellner, Stefan: Der Sozialreporter, a.a.O., S. 8

³⁰¹ Riesenfellner, Stefan: „Historiker“ der Alltagswelt, a.a.O., S. Vf

³⁰² Sonnleitner, Verena: Der getarnte Reporter, a.a.O., S. 61

³⁰³ Winter n. Riesenfellner, Stefan: Der Sozialreporter, a.a.O., S. 200

umgangssprachlichen Dialogen wieder, wie etwa in seinem Text *Vier Stunden im unterirdischen Wien*³⁰⁴ (1902), wo er gemeinsam mit dem Insider „Specklmoriz“ durch das Kanalsystem kriecht und jenen ärmlichen Gestalten, den „Strottern“, über die Schulter schaut, die tagtäglich mehrere Stunden nach Geldstücken, brauchbaren Materialien oder Fett fischen. Weniger lukrativ sind Knochenreste, wie Winter erklärt bekommt:

„Das is a hart's Brot, wann aner von die Baner leben muass, die er im Kanal find't. [...] Bis S' da a paar Kilo Baner beisamm' hab'n, d'weil glaub'n S' eh scho', dass Ihna's Kreuz a'bricht. Zwanzig Kreuzer fürs Kilo war no schlecht 'zahlt, und dö Banerstrotter krieg'n zwa Kreuzer. Wann 'r an Guld'n aus'n Kanal auffizahr'n will, muass er sechz'g, siebz'g Kilo im Sack nachschlepp'n. [...] So a Guld'n is schwarz verdeant...“³⁰⁵

Auch jener Artikel³⁰⁶, für den er sich inkognito eine Nacht von der Polizei in den Arrest stecken ließ, ist voll von Ausdrücken aus dem Gaunerjargon.

Um die Geschichten bei allem Verzicht auf „Rote Drastik“ dennoch spannend zu erzählen, setzte Winter auf literarische Elemente der Dramaturgie. Zum Zwecke der besseren Verständlichkeit behelf er sich zuweilen mit narrativen Tricks. Die *Leopoldstädter Nächte* (1903) handeln von der verruchten Halb- und Unterwelt rund um den Wiener Praterstern. Die Szene beginnt in einer Kneipe namens „Tschecherl“, wo der getarnte Autor in den Kreis der Zuhälter und Prostituierten eingeführt wird. Um den Personalstab übersichtlich zu halten, suggerierte Winter eine chronologische Abfolge der Figurenauftritte – vom Karl über die „Sechshauserin“ und der „Steirer-Mali“ bis hin zum „Brigittenauer-Rudl“. Eine Brechung der Wirklichkeit durch erzählerische Gestaltung ohne verfälschende Folgen.³⁰⁷

³⁰⁴ Winter, Max: Vier Stunden im unterirdischen Wien. – In: Winter, Max: Expeditionen ins dunkelste Wien. Meisterwerke der Sozialreportage, hrsg. v. Hannes Haas. Wien: 2006, S. 30-47, S. 40

³⁰⁵ Winter, Max: Vier Stunden im unterirdischen Wien, a.a.O., S. 30-47, S. 40

³⁰⁶ Winter, Max: Eine Nacht Polizeihäftling. – In: Winter, Max: Das schwarze Wienerherz. Sozialreportagen aus dem frühen 20. Jahrhundert, hrsg. v. Helmut Strutzmann. Wien: 1982, S. 143-160

³⁰⁷ Vgl. Haas, Hannes: Empirischer Journalismus, a.a.O., S. 254

Winters Journalismuskonzept, seine Anforderungen an den Berufsstand des Reporters, seine exzellente wie hingebungsvolle Recherchetechnik, sein auf wissenschaftlichen Verfahren und faktischem Sekundärmaterial beruhendes Prinzip authentischer Beweisführung, seine Fähigkeit zu sozial intendierten Vermittlungsstrategien vereinten am Ende des 19. Jahrhunderts also jene über zwei Jahrhunderte lang erarbeiteten, erprobten und verfeinerten Instrumentarien zur Beobachtung und Beschreibung gesellschaftlicher Realität zur perfekten Synthese. „Max Winter gelang es, die literarischen, sozialwissenschaftlichen und journalistischen Formen der Analyse und Beschreibung komplexer sozialer Wirklichkeit zusammenzuführen.“ Damit legte er die Schienen für Gefolgsleute wie Egon Erwin Kisch oder Günter Wallraff, die ihn in Sachen Selbstvermarktung bis heute weit überstrahlen. Als Erfinder der Sozialreportage kann er – und das sollte diese Arbeit zeigen – nicht gelten, als ihr Vollender aber allemal.

9 Schlussbetrachtungen

In meiner Arbeit wollte ich zwei Dinge herausarbeiten. Einerseits ging es – wie bereits in der Einleitung angedeutet – darum zu hinterfragen, inwiefern vom „Beginn“, der „Gründung“ der Sozialreportage am Ende des 19. Jahrhunderts beziehungsweise am Anfang des 20. Jahrhunderts die Rede sein kann, wie dies in der Fachliteratur gerade im Zusammenhang mit Max Winter immer wieder behauptet wird. Die interdisziplinäre Herleitung des Genres sollte zeigen, dass die Leistungen der ersten Sozialreporter und hier vor allem jene Winters nicht unbedingt in der Schaffung neuer Methoden des empirischen Zugriffs auf soziale Wirklichkeit und in der Erfindung innovativer Vermittlungsstrategien lag, sondern eher im Zusammenführen und in der Adaption jener Werkzeuge, Techniken und Strategien zur Beobachtung und Beschreibung gesellschaftlicher Realität, die im Laufe knapp dreier Jahrhunderte schrittweise erarbeitet und verfeinert wurden und schließlich in der Sozialreportage zum Zweck der Aufdeckung und Beseitigung von Missständen kombiniert und arrangiert werden. Die Arbeit endet ganz bewusst mit Max Winter, da es nicht mein Ziel war, spätere Entwicklungen innerhalb einer gemeinhin als ausgereift erachteten Gattung zu beleuchten, sondern deren Vorgeschichte. Im Übrigen sind – zumindest meines Erachtens – die weiteren Stationen der Sozialreportage weitaus besser dokumentiert als ihre Entstehungsgeschichte.

Andererseits sollte durch die historische Herleitung ermöglicht werden, eine Art theoretischen Rahmen für die Sozialreportage zu abstrahieren, um abseits fix definierter Genres und Disziplinen ihre basalen Programme, Verfahren und Ziele sichtbar zu machen.

Resümierend lässt sich feststellen, dass die Genese der Sozialreportage im Wesentlichen einerseits als Geschichte der Einübung und Schärfung des (sozialkritischen) Tatsachenblicks, andererseits als Geschichte der operativen Thematisierung von Armut und Alltag gelesen werden kann. Jedenfalls liegen

ihre Ursprünge in der Systematisierung sozialer Erfahrung. Erste Zeugnisse methodisierter Wirklichkeitserkundung finden sich in der apodemischen Literatur des 16. Jahrhunderts, welche Reisenden eine Art Leitfaden zur Kategorisierung gewonnener Eindrücke bot. Durch ihr nachdrückliches Bestehen auf Autopsie, also der eigenständigen Inaugenscheinnahme, und ihre Polemik gegen das Hörensagen, erfüllten die Apodemiker zugleich bereits eine programmatische Anforderung der Sozialreportage.

Als ungleich ergiebigere Fundgrube hinsichtlich wichtiger Errungenschaften für die Entstehung der Sozialreportage stellte sich aber das Zeitalter der Aufklärung heraus. Dies betrifft nicht nur Innovationen im Bereich des methodischen Instrumentariums, sondern ebenso die Erschließung neuer Themengebiete für die Publizistik. Empirisch erschlossen wurde ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vorrangig die Großstadt, wobei die Entdeckung des Schauplatzes „Metropole“ durchaus sozialkritisch intendiert war. Indem Großstädte die Zentren der Aufklärungsbewegung bildeten, drängte sich im Zusammenhang mit der „sozialen Frage“ die literarisch-journalistische Entdeckung des Elends geradezu auf. Um dem schnelleren Lebenstempo und der Simultanität formal beizukommen, bildete sich die prosaische Form der Skizze aus, in denen die Vielseitigkeit des Großstadtlebens als Mosaik beiläufig aufnotierter Wirklichkeitsbilder dargestellt werden konnte. Pioniere wie der Pariser Louis-Sebastian Mercier oder Johann Pezzl – beide dem Typus des Flaneurs zugehörig – schufen mit *Tableau de Paris* oder der *Skizze von Wien* fortschrittliche Kaleidoskope ihrer jeweilig ins Visier genommenen Metropole und durchstreiften dabei auf eigene Faust auch Elendsviertel, Gefängnisse, Hinterhöfe und Spelunken. Sie verhalfen dadurch bisher kaum beachteten Teilen der Bevölkerung zu Öffentlichkeit und machten einhergehend mit ihren Schilderungen immer wieder Vorschläge für die Verbesserung herrschender Missstände.

Gleichzeitig entwickelte sich im Windschatten der Aufklärung auch eine sozialkritische Reiseliteratur, die nicht die eigene, scheinbar vertraute Stadt, sondern fremde Länder auskundschaftete. Ihre Bedeutung für die

Sozialreportage liegt weniger in der Erschließung thematischen Neulands als in der Intensivierung und Verfeinerung der Recherche. Als maßgeblich für die Sozialreportage können einige Vertreter der deutschen Jakobiner gelten. Ihren Berichten war gemein, dass nicht die Ästhetik, sondern die empirisch fassbare Wahrhaftigkeit des Beschriebenen im Vordergrund stand. Die Aufklärer Georg Forster, Andreas Georg Friedrich Rebmann und Johann Gottfried Seume gehörten zu den ersten Publizisten im deutschsprachigen Raum, die literarische Vermittlungsstrategien mit journalistischen Techniken der Vor-Ort-Recherche oder des Interviews sowie mit vorwissenschaftlichen, statistischen Ansätzen ergänzten. Obwohl sie noch nicht von Einzelschicksalen ausgehend auf gesamtgesellschaftliche Zustände schlossen, legten sie doch wiederholt den Fokus ihres Interesses bewusst auf benachteiligte Gruppen wie Prostituierte, Soldaten usw., schilderten deren allgemeine Situation und rekurrten auf deren wirtschaftliche Lage. Ganz im Sinne der Sozialreportage fungierte hier größtmögliche Authentizität als operatives Mittel – in diesem Fall zum Zwecke, nach dem Vorbild Frankreichs auch in Deutschland die Revolution herbeizuführen, was aber nicht gelang.

Mit der Aufklärung gewann zudem das bis dahin äußerst diffuse Bild von Journalismus erstmals einigermaßen klare Konturen. Der Journalismus begann sich langsam als eigenständiger Berufstand zu emanzipieren. Durch das vermehrte Informationsbedürfnis des aufsteigenden Bürgertums und eine politische Liberalisierung entstanden zunehmend periodische Druckschriften. Indem die dort engagierten Schreiber um ihre Bedeutung für und ihren Einfluss auf die öffentliche Meinung wussten, wuchs ihr Selbstbewusstsein stetig. Dies führte auch zu theoretischen Überlegungen, die etwa – wie bei Karl Philipp Moritz – im *Ideal einer vollkommenen Zeitung* mündeten. Diese theoretische Schrift zeigt bei genauerer Prüfung schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine Gebrauchsanweisung für investigative Journalisten, die dem „Überall eindringen“-Konzept eines Max Winter außerordentlich nahe kommt.

Im 19. Jahrhundert differenzierten sich die Strategien zur empirischen Wirklichkeitserkundung weiterhin aus. Das Feld der Literatur wandte sich mehr und mehr dem Realismus zu. In ganz Europa adaptierten Schriftsteller journalistische Rechercheformen, damit ihre Werke möglichst wirklichkeitsnah würden. Charles Dickens, einer der bedeutendsten Vertreter des viktorianischen Sozialromans, betrieb für seine Bücher ausführliche Vor-Ort-Recherchen und flocht eigene Beobachtungen bis auf Details genau in seine Bücher ein, wie am Beispiel *Oliver Twist* gezeigt werden sollte. Auch seine Beschreibungen von Arbeitshäusern, Kinderarbeit, Gefängnissen und dem Leben in den Slums fußen auf Fakten, die im Sinne der erzählten Geschichte freilich fiktionalisiert wurden.

Vor allem der Franzose Emile Zola, mit seinem *Le Roman Experimental* ein Mitbegründer des Naturalismus, erwies sich als manischer Recherchier. Für seinen Romanzyklus *Rougon-Macquart* suchte er wiederholt unterschiedlichste Schauplätze auf, an denen die Handlung spielen würde, und hielt seine Beobachtungen auf Hunderten von Notizbuchseiten fest. Seine nimmersatte Realitätsgier reichte von topographischen und technischen Skizzen über Gesprächsprotokolle, penible Beschreibungen von Arbeitsabläufen bis hin zu Tabellen von Waren oder Preisen. Er ließ sich darüber hinaus von Angehörigen der im jeweiligen Roman fokussierten Berufsgruppen über Alltag, Rituale, Speisepläne oder Kleidung informieren, erstellte Haushaltsbudgets und wob – wie in *Germinal* oder *Le Ventre de Paris* – Sekundärmaterial zur Streikbewegung der Kohlearbeiter oder zu Umfang, Mietpreis und Angebot von Marktständen ein. Freilich blieben diese Beispiele Einzelleistungen, die den spektakulären und spekulativen Elendsbildern vieler Zeitgenossen eine empirisch fundierte, aufklärerische Bestandsaufnahme sozialer Missstände entgegensetzten.

Heinrich Heine wiederum verfasste von Frankreich aus zahlreiche Berichte mit Reportagecharakter für die Augsburger *Allgemeine Zeitung* und lieferte so als Vertreter Deutschlands ein Beispiel für geglückte Synthese von journalistischen Strategien und literarischer Textgestaltung. Die Tatsache,

dass Heine seine Arbeitsweise für *Lutetia* mit dem photographischen Verfahren der Daguerreotypie verglich, zeigt sein Bestreben nach unverzerrter Abbildung von Realität. Ein Gutteil seiner ästhetisch ansprechenden Artikel mit Dokumentarcharakter beschäftigt sich darüber hinaus mit den sozialen Verhältnissen im vorrevolutionären Paris.

Im selben Jahrhundert wurde die Erkundung sozialer Realität in steigendem Maße auch als eigene Wissenschaft betrieben. Nach ersten sozialwissenschaftlichen Versuchen im 18. Jahrhundert entwickelten Galionsfiguren wie Henry Mayhew, Georg Weerth oder Frederic Le Play die Strategien der offenen Befragung sowie des Rollenspiels und erkannten die Wichtigkeit des Inventars für die Beschreibung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Damit waren sie für die Sozialreportage zwar nicht bezüglich der narrativen Darstellung inspirierend, lieferten aber neue Werkzeuge (non-directive interview, Rollenspiel) und thematische Neuzugänge (Inventar).

Die für die Sozialreportage angeführten, bedeutsamen Innovationen des 19. Jahrhunderts bestätigten zugleich die These der Arbeit, wonach es Entwicklungszusammenhänge zwischen literarischen, journalistischen und sozialwissenschaftlichen Formen der Sicht und des methodischen Zugriffs auf soziale Wirklichkeit gebe. Dickens und Zola adaptierten journalistische Recherchetechniken wie die Vor-Ort-Recherche oder die Befragung, die wiederum teilweise von der aufkeimenden Sozialwissenschaft verfeinert wurden. Andererseits lieferte vor allem Zola im Vorfeld seiner *Rougon-Marcquart*-Romane geradezu musterhafte soziographische Studien. Heine wiederum zeigte eindrucklich, wie journalistische Formen mit literarischem Mehrwert ausgestattet werden können, ohne deren Faktizität zu beschneiden. Und als genuin sozialwissenschaftlich betrachtete Errungenschaften, beispielsweise das Rollenspiel, wurden wesentlich von Mayhew entwickelt, der eigentlich Journalist war. Zwar ließ sich im Rahmen dieser Arbeit nicht feststellen, wer wen inwiefern beeinflusst hat, doch scheinen parallele Entwicklungen in unterschiedlichen Ländern kaum Zufall zu sein.

Wie kann also angesichts dieser Historie eine Theorie der Sozialreportage aussehen? Zum einen lässt sich die Sozialreportage eindeutig in ein subjektorientiertes Journalismuskonzept einbetten. Obwohl die in der Arbeit vorgestellten Pioniere die prozessuale Entstehung eines Genres nur punktuell abbilden können, sollte ihre Auswahl so getroffen werden, dass sie repräsentativ für bestimmte Innovationen stehen können. Schließlich bedarf es für neue Methoden und Themenfelder engagierte Persönlichkeiten, die zu bestimmten Zwecken noch unausgetretene Wege der Ermittlung und Vermittlung beschreiten. All jene angeführten Fortschritte wurden von aktiv handelnden Menschen, die sich erheblich vom breiten Durchschnitt ihrer Zeitgenossen abhoben, eingeleitet und weitergetrieben, und sind durch ein systemtheoretisches Journalismuskonzept, das journalistische Produkte „nur“ als Ergebnis routinierter Verwaltung von Information begreift, nicht zu erklären.

Zum anderen sollte die interdisziplinäre Gattungsgeschichte klar aufzeigen, dass die Sozialreportage – obwohl sie als journalistisches Genre firmiert – kein per se genuin journalistisches Produkt ist. Insofern kann es auch nicht zielführend sein, ihre weitere Entwicklung von Max Winter über Joseph Roth, Egon Erwin Kisch und Günter Wallraff an bis in die Gegenwart nur innerhalb des Journalismus oder – noch enger gefasst – innerhalb starrer Definitionen eines ausdifferenzierten Genres zu betrachten. So dürfen beispielsweise nicht ausschließlich Texte oder audiovisuelle Beiträge als Sozialreportage gelten, die in klar journalistischen Medien publiziert werden und sich mit den Schicksalen von Arbeitern oder Elenden beschäftigen. Gerade vor dem steten Wandel von Medien und Genres und ihrer strukturellen Rahmenbedingungen muss vielmehr nach grenzüberschreitenden ähnlichen Strategien und Programmen gesucht werden, die für die Sozialreportage als evident gelten. Dieser gemeinsame Nenner könnte in etwa lauten: empirisch fundierte Beobachtung durch Anwendung unterschiedlicher Methoden und authentische, von Einzelschicksalen ausgehende narrative Beschreibung gesellschaftlicher Wirklichkeit mit der Intention der Verbesserung von Lebensumständen bestimmter sozialer Randgruppen.

Interessant wäre nun unter dieser Prämisse zu untersuchen, ob oder inwiefern aktuelle belletristische Werke oder Internet-Blogs als Sozialreportagen gelten können, auf welche Weise Verfahren der geschriebenen Sozialreportagen für Radio oder Fernsehen adaptiert wurden und worin etwa die Besonderheiten bei Dramaturgie, Bildschnitt oder Tonmontage im Vergleich zu herkömmlichen audiovisuellen Nachrichten liegen, welche Themen die Sozialreportage angesichts der gesellschaftlichen Veränderungen und dem Rückgang der klassischen Arbeiterschichten im Laufe der Zeit für sich neu entdeckt hat etc.

Fest steht jedenfalls, dass es für die Sozialreportage stets und vor allem angesichts von Ökonomisierung, Beschleunigung, Informationsflut usw. engagierter, investigativer Persönlichkeiten bedarf, welche die Grenzen des redaktionellen oder welcher Art auch immer gearteten Systems verlassen und abseits der institutionalisierten Beschaffung, Verarbeitung und Weitergabe von Informationen eigenständige publizistische – und in diesem Sinne auch gesellschaftliche und kulturelle – Leistungen erbringen.

10 Literaturverzeichnis

10.1 Primärliteratur

Adler, Victor: Die Lage der Ziegelerbeiter. – In: Kürbisch, Friedrich G. (Hg.): Der Arbeitsmann, er stirbt, verdirbt, wann steht er auf? Sozialreportagen 1880 bis 1918. Berlin, Bonn: 1982, S. 45-49

Dickens, Charles: Oliver Twist, übertragen v. Carl Kolb. München: 1964

Forster, Georg : Ansichten vom Niederrhein : von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Juni 1790, hrsg. v. Ulrich Schlemmer. Stuttgart, Wien: 1989

Heine, Heinrich: Lutetia. Berichte über Politik, Kunst und Volksleben. – In: Ders.: Sämtliche Schriften 5, hrsg. v. Klaus Briegleb. München: 1997, S. 217-548

Mayhew, Henry: Die Armen von London, hrsg. v. Hans Magnus Enzensberger. Frankfurt/Main: 1996

Mercier, Louis-Sebastian: Pariser Nahaufnahmen. Tableau de Paris. Ausgewählt, übersetzt u. mit einem Nachwort versehen v. Wolfgang Tschöke. Frankfurt/Main: 2000

Moritz, Karl Philipp: Ideal einer vollkommenen Zeitung, 1784. – In: http://www.bbaw.de/forschung/moritz/forum/Ideal_vz.html (Website der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, 25. Oktober 2008)

Pezzl, Johann: Skizze von Wien. Ein Kultur- und Sittenbild aus der josefinischen Zeit, hrsg. v. Gustav Gugitz u. Anton Schlossar. Graz: 1923

Rebmann, Georg Friedrich: Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands, hrsg. u. eingeleitet v. Hedwig Voegt. Frankfurt/Main: 1968

Seume, Johann Gottfried: Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802, hrsg. u. mit einem Nachwort versehen v. Jörg Drews. Frankfurt/Main, Leipzig: 2001

Winter, Max: Ein Tag Lagerhausarbeiter. – In: Riesenfellner, Stefan (Hg.): Arbeitswelt um 1900. Texte zur Alltagsgeschichte von Max Winter. Wien: 1988, S. 12-29

Winter, Max: Eine Nacht im Asyl für Obdachlose. – In: Winter, Max: Expeditionen ins dunkelste Wien. Meisterwerke der Sozialreportage, hrsg. v. Hannes Haas. Wien: 2006, S. 117-128

Winter, Max: Eine Nacht Polizeihäftling. – In: Winter, Max: Das schwarze Wienerherz. Sozialreportagen aus dem frühen 20. Jahrhundert, hrsg. v. Helmut Strutzmann. Wien: 1982, S. 143-160

Winter, Max: Eine Stunde in der Wärmestube. – In: Winter, Max: Expeditionen ins dunkelste Wien. Meisterwerke der Sozialreportage, hrsg. v. Hannes Haas. Wien: 2006, S. 107-116

Winter, Max: Skizzen aus dem mährisch-schlesischen Weberland. – In: Riesenfellner, Stefan (Hg.): Arbeitswelt um 1900. Texte zur Alltagsgeschichte von Max Winter. Wien: 1988, S. 1-11

Winter, Max: Vier Stunden im unterirdischen Wien. – In: Winter, Max: Expeditionen ins dunkelste Wien. Meisterwerke der Sozialreportage, hrsg. v. Hannes Haas. Wien: 2006, S. 30-47

Winter, Max: Zinsburgen und Chaluppen. – In: Winter, Max: Das schwarze Wienerherz. Sozialreportagen aus dem frühen 20. Jahrhundert, hrsg. v. Helmut Strutzmann. Wien: 1982, S. 94-108

Zola, Emile: Frankreich. Mosaik einer Gesellschaft. Unveröffentlichte Skizzen und Studien, hrsg. u. kommentiert v. Henri Mitterand. Aus dem Französischen von Brigitte Pätzold. Wien, Darmstadt: 1990

Zola, Emile: Germinal. Aus dem Französischen übersetzt von Johannes Schlaf. Berlin: 1969

10.2 Sekundärliteratur

Adel, Martin: Georg Forster und die deutsche Aufklärung. Ein Beitrag zur zeitgenössischen Rezeption J. G. A. Forsters. Wien: 1979

Albrecht, Wolfgang: Blicke hinter die Fassade städtischen Lebens. Rebmanns „Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands“. – In: Elmar Wadle u. Gerhard Sauder (Hg.): Georg Friedrich Rebmann (1768-1824): Autor, Jakobiner, Richter. Sigmaringen: 1997, S. 123-132 (=Schriften der Siebenpfeiffer-Stiftung, Bd. 4)

Bergmann, Klaus (Hg.): Schwarze Reportagen. Aus dem Leben der untersten Schichten vor 1914: Huren, Vagabunden, Lumpen. Reinbek bei Hamburg: 1984

Blöbaum, Bernd: Journalismus als soziales System. Geschichte, Ausdifferenzierung und Verselbständigung. Opladen: 1994

Bodi, Leslie: Tauwetter in Wien. Zur Prosa der österreichischen Aufklärung 1781-1795. Frankfurt/Main: 1977

Bonß, Wolfgang: Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung. Frankfurt/Main: 1982

Brenner, Peter J.: Die Erfahrung der Fremde. – In: Ders. (Hg.): Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur. Frankfurt/Main: 1989, S. 14-49

Cepe, Andrea M.: Von der Apodemik zur Sozialreportage. Gedanken zu möglichen historischen Entwicklungszusammenhängen zwischen apodemischen, sozialwissenschaftlichen bzw. statistischen und literarischen bzw. journalistischen Methoden des Zugriffs auf soziale Wirklichkeit. Wien: 1991 (=Zur Geschichte der sozialwissenschaftlichen und journalistischen Datengewinnung und Datenverarbeitung, Bd. 2)

Delemeschig, Petra: Emile Zola und der Journalismus. Wien: 2004

Drews, Jörg: Nachwort. – In: Seume, Johann Gottfried: Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802, hrsg. u. mit einem Nachwort versehen v. Jörg Drews. Frankfurt/Main, Leipzig: 2001, S. 445-454

Enkemann, Jürgen: Journalismus und Literatur. Zum Verhältnis von Zeitungswesen, Literatur und Entwicklung bürgerlicher Öffentlichkeit in England im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen: 1983

Geisler, Michael: Die literarische Reportage in Deutschland. Möglichkeit und Grenzen eines operativen Genres. Frankfurt/Main: 1982 (=Monographien Naturwissenschaft, Bd. 53)

Grab, Walter: Ein Volk muss seine Freiheit selbst erobern. Zur Geschichte der deutschen Jakobiner. Frankfurt/Main, Wien [u.a.]: 1984

Groß, Konrad: Der viktorianische Sozialroman. Eine Einführung in seine Entwicklung, Thematik und Kritik. – In: Ders. (Hg.): Der englische soziale Roman im 19. Jahrhundert. Darmstadt: 1977, S. 1-21

Haas, Hannes: Der k.u.k-Muckraker Max Winter oder Über den Gestank der Tatsachen. – In: Winter, Max: Expeditionen ins dunkelste Wien. Meisterwerke der Sozialreportage, hrsg. v. Hannes Haas. Wien: 2006, S. 14-26

Haas, Hannes: Die hohe Kunst der Reportage. Wechselbeziehungen zwischen Literatur, Journalismus und Sozialwissenschaften. – In: Publizistik 3/1987, S. 277-294

Haas, Hannes: Empirischer Journalismus. Verfahren zur Erkundung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Wien, Köln, Weimar: 1999

Halek, Tatjana-Alexandra: Die Wurzeln des „Modernen Journalismus“ in der Literatur. Wien: 1993

Haller, Michael: Die Reportage. Konstanz: 2006 (=Praktischer Journalismus, Bd. 8)

Hefner, Claudia: Die Sozialreportage. Zur Wiederentdeckung einer journalistischen Form im österreichischen Fernseh- und Magazinjournalismus der siebziger Jahre. Eine Analyse der Magazine „profil“, „Extrablatt“, „teleobjektiv“ und „Prisma“. Wien: 1994

Houska, Miriam: Journalismus der Sinne und des Sinns. Max Winters Wahrnehmung und Vermittlung des Wiener Elends in Sozialreportagen der „Arbeiter-Zeitung“ 1896 bis 1910. Wien: 2003

Karner, Markus: Die Entstehung des Journalismus aus dem Geiste der Metropolenbildung. Wien und London im 18. und 19. Jahrhundert. Wien: 2005

Karst, Theodor (Hg.): Reportagen. Ditzingen: 1976

Kautenburger, Monika Dorothea: Vom ‚roman experimental‘ zum ‚roman psychologique‘. Medizin und Psychologie in Romanen des ausgehenden 19. Jahrhunderts von Emile Zola bis zu Paul Bourget. Frankfurt/Main: 2003

Kisch, Egon Erwin (Hg.): Klassischer Journalismus. Die Meisterwerke der Zeitung. Berlin, Weimar: 1982

Köhn, Eckhardt: Straßenrausch. Flanerie und kleine Form. Versuch zur Literaturgeschichte des Flaneurs von 1830 bis 1933. Berlin: 1989

Kürbisch, Friedrich G.: Einleitung. – In: Kürbisch, Friedrich G. (Hg.): Erkundungen in einem unbekannten Land. Sozialreportagen von 1945 bis heute. Berlin, Bonn: 1981, S. 7-17

Kürbisch, Friedrich G.: Über die Sozialreportage. Einige Hinweise und Befunde. – In: Kürbisch, Friedrich G. (Hg.): Der Arbeitsmann, er stirbt, verdirbt, wann steht er auf? Sozialreportagen 1880 bis 1914. Berlin, Bonn: 1982, S. 7-18

Langenbucher, Wolfgang R.: Journalismus als Kulturleistung. Aufklärung, Wahrheitssuche, Realitätserkundung. – In: Aviso 11/1994, S. 7-10

Leimberg, Ingeborg: Hard Times. Zeitbezug und überzeitliche Bedeutung. – In: Groß, Konrad (Hg.): Der englische soziale Roman im 19. Jahrhundert. Darmstadt: 1977, S. 269-308

Lindner, Rolf: Ganz unten. Ein Kapitel aus der Geschichte der Stadtforschung. – In: Ganz unten. Die Entdeckung des Elends, hrsg. v. Werner Michael Schwarz, Margarethe Szeless u. Lisa Wögenstein. Wien: 2007, S. 18-25. (=Katalog zur gleichnamigen Sonderausstellung des Wien Museums, 14. Juni bis 28. Oktober 2007)

Lorenz, Dagmar: Journalismus. Stuttgart, Weimar: 2002

Mattl, Siegfried: Das wirkliche Leben. Elend als Stimulationskraft der Sicherheitsgesellschaft. Überlegungen zu den Werken Max Winters und Emil Klägers. – In: Ganz unten. Die Entdeckung des Elends, hrsg. v. Werner Michael Schwarz, Margarethe Szeless u. Lisa Wögenstein. Wien: 2007, S. 110-117 (=Katalog zur gleichnamigen Sonderausstellung des Wien Museums, 14. Juni bis 28. Oktober 2007)

Maus, Heinz: Zur Vorgeschichte der empirischen Sozialforschung. – In: König, Rene (Hg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Band 1: Geschichte und Grundprobleme. Stuttgart: 1973, S. 21-56

Mehl, Dieter: Zum Verständnis des Werkes. – In: Dickens, Charles: Oliver Twist, übertragen v. Carl Kolb. München: 1964, S. 328-343

Miersch, Klausjürgen: Die Arbeiterpresse der Jahre 1869 bis 1889 als Kampfmittel der österreichischen Sozialdemokratie. Wien: 1969

Mitterand, Henri: Vorwort. – In: Zola, Emile: Frankreich. Mosaik einer Gesellschaft. Unveröffentlichte Skizzen und Studien, hrsg. u. kommentiert v. Henri Mitterand. Aus dem Französischen von Brigitte Pätzold. Wien, Darmstadt: 1990, S. 17-27

Noelle-Neumann, Elisabeth [u.a.] (Hg.): Fischer Lexikon Publizistik, Massenkommunikation. Frankfurt/Main: 2000

Pöttker, Horst: Heines Tagesberichte für die „Allgemeine Zeitung“. Ein Beitrag zu Geschichte und Bestimmung der Reportage. – In: Zeitung. Medium mit Vergangenheit und Zukunft. Eine Bestandsaufnahme. Festschrift aus Anlass des 60. Geburtstages von Hans Bohrmann, hrsg. v. Otfried Jarren, Gerd G. Kopper und Gabriele Toesper-Ziegert. München: 2000, S. 27-46

Pürer, Heinz u. Johannes Raabe: Zur Berufsgeschichte des Journalismus. – In: Neverla, Irene [u.a.] (Hg.): Grundagentexte zur Journalistik. Konstanz: 2002, S. 408-416

Raup, Dagmar: „Ars Apodemica“ oder die „Reisekunst“. Überlegungen zur Geschichte und Tradition des Reisens und der Reiseliteratur. Wien: 1991 (=Zur Geschichte der sozialwissenschaftlichen und journalistischen Datengewinnung und Datenverarbeitung, Bd. 1)

Reinalter, Helmut: Rebmann und der mitteleuropäische Jakobinismus. – In: Elmar Wadle u. Gerhard Sauder (Hg.): Georg Friedrich Rebmann (1768-1824): Autor, Jakobiner, Richter. Sigmaringen: 1997, S. 83-93 (=Schriften der Siebenpfeiffer-Stiftung, Bd. 4)

Requate, Jörg: Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich. Göttingen: 1995

Riesenfellner, Stefan: Der Sozialreporter. Max Winter im alten Österreich. Wien: 1987

Riesenfellner, Stefan: „Historiker“ der Alltagswelt. Mit Geschichte „Geschichte“ schreiben. – In: Ders. (Hg.): Arbeitswelt um 1900. Texte zur Alltagsgeschichte von Max Winter. Wien: 1988, S. II-XI

Rosador, Kurt Tetzeli von: Henry Mayhews Vielstimmigkeit. – In: Mayhew, Henry: Die Armen von London, hrsg. v. Hans Magnus Enzensberger. Frankfurt/Main: 1996, S. 361-381

Rühl, Manfred: Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System. Freiburg: 1979

Rühl, Manfred: Organisatorischer Journalismus. Tendenzen der Redaktionsforschung. – In: Kaase, Max u. Winfried Schulz: Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Opladen: 1989, S. 253-269

Sacquin, Michele: Recherchen vor Ort. Emile Zolas Skizzen für seinen Arbeiterroman „Der Totschläger“. – In: Ganz unten. Die Entdeckung des Elends, hrsg. v. Werner Michael Schwarz, Margarethe Szeless u. Lisa Wögenstein. Wien: 2007, S. 61-63, S. 62 (=Katalog zur gleichnamigen Sonderausstellung des Wien Museums, 14. Juni bis 28. Oktober 2007)

Schlemmer, Ulrich: Freiheit und Menschenrechte. – In: Forster, Georg: Ansichten vom Niederrhein: von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Juni 1790, hrsg. v. Ulrich Schlemmer. Stuttgart, Wien: 1989, S. 11-30

Schlossar, Anton: Zur Einführung. Johann Pezzls Leben und Werk. – In: Pezzl, Johann: Skizze von Wien. Ein Kultur- und Sittenbild aus der josefinischen Zeit, hrsg. v. Gustav Gugitz u. Anton Schlossar. Graz: 1923, S. V-XVI

Schwarz, Werner M. u. Margarethe Szeless u. Lisa Wögenstein: Bilder des Elends in der Großstadt (1830-1930). – In: Ganz unten. Die Entdeckung des Elends, hrsg. v. Werner Michael Schwarz, Margarethe Szeless u. Lisa Wögenstein. Wien: 2007, S. 9-17 (=Katalog zur gleichnamigen Sonderausstellung des Wien Museums, 14. Juni bis 28. Oktober 2007)

Selbherr, Gabriele: Max Winter – sein Wort sprach für Freiheit und Recht; seine Feder diente den Verkannten und Enterbten; sein Herz aber schlug für die Kinder. Wien: 1995

Slade, Sophie: Charles Dickens. Das soziale Gewissen einer Epoche. – In: Ganz unten. Die Entdeckung des Elends, hrsg. v. Werner Michael Schwarz, Margarethe Szeless u. Lisa Wögenstein. Wien: 2007, S. 30-33 (=Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Wien Museums, 14. Juni bis 28. Oktober 2007)

Sonnleitner, Verena: Der getarnte Reporter. Entwicklung, Funktionen und Problematik der Rollenreportage. Wien: 1989

Stagl, Justin: Der wohl unterwiesene Passagier. Reisekunst und Gesellschaftsbeschreibung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. – In: B. I. Krasnobaev, Gert Goebel u. Herbert Zeman (Hg.): Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungsforschung. Essen: 1987, S. 353-384 (=Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa, Bd. 6)

Stagl, Justin: Die Methodisierung des Reisens im 16. Jahrhundert. – In: Brenner, Peter J. (Hg.): Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur. Frankfurt/Main: 1989, S. 140-177

Stangl, Julius: Armut im Journalismus. Der Beginn der Sozialreportage im Österreich des 19. Jahrhunderts. Wien: 2005

Strutzmann, Helmut: Ein Sozialist des Herzens... – In: Winter, Max: Das schwarze Wienerherz. Sozialreportagen aus dem frühen 20. Jahrhundert, hrsg. v. Helmut Strutzmann. Wien: 1982, S. 7-26

Tesarek, Emilie: Johann Gottfried Seume, Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. Fußreise und Reiseliteratur um 1800. Wien: 2004

Tschöke, Wolfgang: Nachwort. – In: Mercier, Louis-Sebastian: Pariser Nahaufnahmen. Frankfurt/Main: 2000, S. 339-352

Vaßen, Florian: Der einsame Fremde. Heinrich Heines und Georg Weerths englische Reiseliteratur. – In: Füllner, Bernd (Hg.): Georg Weerth. Neue Studien. Bielefeld: 1988, S. 44-87

Villain, Jean: Der Fußgänger von Paris. – In: Mercier, Louis-Sebastian: Mein Bild von Paris. Frankfurt/Main: 1979, S. 384f.

Voegt, Hedwig: Vorwort. – In: Rebmann, Georg Friedrich: Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands, hrsg. u. eingeleitet v. Hedwig Voegt. Frankfurt/Main: 1968, S. 9-27

Weischenberg, Siegfried: Journalismus als soziales System. – In: Klaus Merten, Siegfried J. Schmidt u. Siegfried Weischenberg (Hg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Oplanden: 1994, S. 427-454

Werner, Alex: Charles Booth. Die Kartierung der Londoner Armut. – In: Ganz unten. Die Entdeckung des Elends, hrsg. v. Werner Michael Schwarz, Margarethe Szeless u. Lisa Wögenstein. Wien: 2007, S. 27-29 (=Katalog zur gleichnamigen Sonderausstellung des Wien Museums, 14. Juni bis 28. Oktober 2007)

Wilke, Jürgen: Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Wien, Köln, Weimar: 2000

Williams, Raymond: Social criticism in Dickens. Some problems of method and approach. – In: Groß, Konrad (Hg.): Der englische soziale Roman im 19. Jahrhundert. Darmstadt: 1977, S. 237-254

Zeisel, Hans: Zur Geschichte der Soziographie. – In: Jahoda, Marie u. Paul F. Lazarsfeld u. Hans Zeisel: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Frankfurt/Main: 1975, S. 113-142

Zhao, Leilian: Gesellschaftskritik in Heines Lutezia. Unter besonderer Berücksichtigung der chinesischen Heine-Rezeption. Frankfurt/Main: 2004

Lebenslauf

Persönliche Daten

Name	Thomas Rieder
Geburtsdatum	25. Juni 1982
Geburtsort	Wien
wohnhaft in	Wien, 7. Bezirk

Ausbildung

WS 2000 – SS 2009	Studium der Publizistik und Kommunikationswissenschaft in Fächerkombination mit Theaterwissenschaft und Germanistik an der Uni Wien
2001 – 2002 1992 – 2000	Zivildienst beim Roten Kreuz in NÖ BG/BRG Laa/Thaya (NÖ) mit Matura im humanistischen Zweig
1988 – 1992	Volksschule in NÖ

Beruflicher Werdegang

seit Herbst 2008 seit Herbst 2005	Pauschalist im Wien-Ressort der APA Redakteur bei <i>The Gap</i>
2006 – 2008	Freier Mitarbeiter im Wien- und Kulturressort der APA
Sommer 2006	Volontariat im NÖ-Chronikressort des <i>Kurier</i>
2005 – 2006	Mitarbeit beim Projekt <i>Europäisierung der Öffentlichkeit</i> am Publizistikinstitut der Uni Wien
2000 – 2001	Diverse Tätigkeiten für das <i>Polycollege Stöbergasse</i>

Sprachen

Englisch
Russisch